Прг.
562 $\frac{n}{(12}$

Mag. 2361

Schellingstrasse 25.

# Vermischte Schriften

von

Franz von Spaun.

Erstes Bändchen

MÜNCHEN, 1822.
bey dem Verfasser und in allen
Buchhandlungen.

Wb 157/98

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Staatsbibliothek München

# Vorrede.

Von meiner Jugend an bis in mein hohes Alter fand ich nie eine Lektüre, die mich so interessirt und amusirt hätte, als Romane. Der erste, den ich im vierzehnten Jahre las, war die asiatische Banisse, die ich in zwei Nächten, (bei Tage war mir diese Unterhaltung nicht gestattet), verschlang. Seit dem war kein Roman vor mir mehr sicher, und man urtheile, was ich bei einem solchen Heißhunger für eine rudem indigestamque molem in meinem Kopf zusammen pfropfte.

Die Romane der Scudery, die Clilia, der grosse Artamenes, wurden ganz vom Telemach verdunkelt. Mit einer Uebersetzung dieses Buchs lernte ich die englische Sprache, und las es öfters mit grossem Vergnügen. Die Richardsonischen Romane kamen an die Reihe, und machten mir Langweile. Das

klafterlange Ausspinnen transzendentalisirter Empfindungen war mir unerträglich. Die Pamela würgte ich mit Mühe hinab. Bei der Clarissa brachte ich es nicht über den dritten Band. Dafür entschädigten mich Fieldings Romane. Ich dachte über das Verdienst dieser Schriftsteller gerade wie Lady Montagne.

In Frankreich erschien nichts, was mich sehr interessirte. Die Romane der Comtesse la Fayette, der Madame Cottin, der Ricoboni sind nicht schlecht, aber ohne poetisches Feuer, fade Quintessenz von galanten Gesprächen, zu wenig Handlung, zu viele Einförmigkeit.

Der Don Quixote kam auch an die Reihe, und ich erkannte, daß das übertriebene Lob, welches dem Cervantes, wegen dieses Kindes seiner Muse gezollt wird, falsche Münze sei. In keiner Uebersetzung kann dieser Roman gefallen; und selbst dem, der spanisch kann, sind die witzigen Anspielungen seiner Satyre unverständlich. Er sagt z. B.: la oveja es una bestia carnicera; das Schaf

ist ein fleischfressendes Thier. Diese Worte sind eine blutige Satyre auf die Grossen, welche den landverderblichsten Gebrauch ihrer Schaftrift zu Privilegien (mesta) machten.

Als Don Quixote eine anrückende Heerde Schafe für ein feindliches Heer ansieht, so nennt er die Namen der Helden, welche diese Schaaren anführen, und diese Schaftreiber sind die Namen der damals berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller. Eben so possierlich sind die Parodien der damals beliebtesten Helden- und Ritter-Romane; aber man muß diese gelesen haben, um über den ersten Theil des Don Quixote lachen zu können.

Die Nouvellen des Cervantes, die Diana von Sotomayor, die Piccara ꝛc. Lazarillo ꝛc. machten mir wenig Vergnügen, und meine Lektüre im Spanischen ist nicht so ausgebreitet, daß ich die Goldgruben hätte auffinden können, aus denen le Sage seine Romane ausgrub.

In späteren Zeiten lieferten die Frau von Genlis, Fievée, Louvet etc. manchen unterhaltenden Roman, aber alles, was von anderen Nationen in diesem Fache je geliefert worden ist, wird von dem ecclipsirt, was von den englischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen geleistet wurde. Dieses Fach der Literatur (Contes en vers et en prose) ist von keiner Nation mit so vielem Glücke in den letztern Zeiten bearbeitet worden.

Wenn das Vielschreiben den Preiß davon trüge, so könnte es keine Nation mit uns Deutschen aufnehmen. Jede Messe liefert Bibliotheken. Aber, leider ist dieses Fach die partie honteuse unserer Literatur. Wielands Goldkörner schwimmen da in einem Meere von Schlamm. Je größer die Reputation des Schriftstellers ist, desto monstruoser ist das Product. Ich versuchte mehrmalen den Meisterwerken der neuesten Zeiten Geschmack abzugewinnen. Aber Chauteaubriand, Attala, Martirs etc. sind

beinahe noch golden gegen die Göthischen Popanze.

Was will man? Moralische, aus den bürgerlichen Verhältnissen ausgehobene Skizzen, ein leichtes abwechselndes Spiel der Phantasie. Ist dieses so schwer? Ich beschloß einen Versuch zu wagen, und so entstanden der sarmatische Lykurg, die erfüllten Wünsche, manche gedruckte und noch ungedruckte Romane, die ich dem Publicum zur unterhaltenden Lektüre, und meinetwegen auch zur Kritik mittheile. Ich hoffe minder strenge Censoren unter meinen Lesern zu finden, als der war, dem ich meine Sara Wilkins zur freundschaftlichen Censur übergab. Aus seiner Kritik meines Werkes erkannte ich die Ursache, warum ihm nie gelungen war, in diesem Fache etwas zu liefern, das man lesen mag. Einer Dame gab ich meine Theresina Santini, die mir diesen Roman Tags darauf mit der tugendhaften Indignation einer Prüde zurückgab. Indessen hatte sie doch die ganze Nacht

daran gelesen, und schien die leichtfertigen Stellen auswendig gelernt zu haben. Ich selbst lege keinen hohen Werth auf diese Kinder meiner Phantasie. Gewähren sie einige Unterhaltung auf ein paar Stunden, so ist mein Ziel erreicht, und ich tausche sie dann nicht um die Atala und die Wahlverwandtschaften.

# Inhalt.


I.

Seite.

Zilia und Zerotin. . . . . . 1

II.

Theresina Santini. . . . . 137

III.

Das Ideal oder die Probeschüsse. . 223

# I.

# Zilia und Zerotin.

# Zilia und Zerotin,
## oder
## die Prüfung der Treue.

Es war eine Zeit, in der man die Feenmährchen und Ritterromane mit Entzücken las. Was aber den jungen Lesern und Leserinnen das Herz abgewann, war die unerschütterliche Treue der Ritter und ihrer Geliebten, die allen Gefahren und selbst dem Tode trotzte. Allein, beleuchtet man diese Liebesgeschichten mit einem etwas kritischen Auge; so findet man, daß die bezauberten Prinzessinnen eben kein grosses Verdienst dabei hatten, ihren Geliebten treu zu bleiben. Diese sind schön, wie Adonis, tapfer, wie der Cid, zärtlich, wie Turteltauben, — immer bereit ihr Leben zu wagen, um die Launen ihrer

Geliebten zu befriedigen, und ihre Schönheit und ihren guten Ruf — selbst gegen besseres Wissen — zu vertheidigen. Dagegen waren ihre Nebenbuhler entweder ungestaltete Riesen, auf deren unproportionirte Dimensionen die jungfräuliche Schamhaftigkeit nicht denken konnte, ohne zu erröthen; oder Genien ohne Witz und Laune, brutal, wie Universitäts-Renomisten, die immer brummten und droheten; kleine bucklichte Ungeheuer, welche die Geister bannen konnten, aber doch keine Hexenmeister waren, und die zaubern konnten, aber sich aufs Bezaubern nicht verstanden. Und wie behandelten sie die guten Kinder? — Sie sperrten sie zusammen, wie die Schaafe, in eiserne Thürme, und neckten sie so, daß sie sich die Augen wund weinten, und Ströme von Thränen aus ihren Gefängnissen flossen. Und dennoch waren sie so dumm, zu fordern, daß man sie lieben soll. Und keine von den Prinzessinnen kam auf den

Einfall, einem solchen Eisenfresser zu sagen: „Wenn Sie geliebt werden wollen, so geben Sie Sich doch die Mühe, uns zu gefallen, und liebenswürdig zu scheinen. So wie Sie uns erscheinen, sind Sie ja wahre Scheusale, die man gar nicht ansehen kann, ohne daß uns die Haare zu Berge steigen! Wir wollen Ihnen noch verzeihen, häßlich zu seyn; dieß ist nicht Ihre Schuld. Allein, ungeachtet Sie Sich in Esel, Bären, Drachen und andere Ungeheuer verwandeln können; so haben sie doch nicht einmal so viel Geschick, wie eine alte Coquette, die, wenn sie vier Büchslein mit Farben hat, sich so schön und jung macht, als sie will. Seien Sie doch wenigstens artig und höflich; suchen Sie uns zu amusiren, statt daß Sie immer brummen, und uns wie einer fetten Henne drohen. Man ist ja keinen Augenblick seines Lebens und seiner Unschuld sicher! Und wenn es doch nur einmal zum Ernste käme! Wir

sind ja zarte und — schwache Geschöpfe; — wir fallen gleich in Ohnmacht, wenn man uns nur barsch anredet. Manche von uns würde sich über ihr Unglück trösten, und würde ohne sich zu erdolchen, mit Lukrezia sagen: „Mein Leib ist sündhaft, meine Seele ist unschuldig.“ — Für Manche, wie für die Königin Ginivea, wären sogar die Riesen keine sehr schrecklichen Ungeheuer; aber — so drohet ihr immer, und greift nie zu; so, daß man Ehren halber die ganze liebe lange Zeit alle Heiligen vom Kalender um Hülfe anrufen, ächzen und jammern muß, — und das ist doch sehr langweilig. Wir haben keine Ehre davon, daß wir widerstehen. Gäbe es auch keine schönen Ritter, die ganz das Widerspiel von dem sind, was ihr Herren seid, und wären wir mit euch allein auf der Welt, — ich stehe euch dafür, daß die Welt ausstürbe; denn ihr seid ein wahres Gegengift der Liebe und der Sinnlichkeit,

und wir würden lieber als alte Jungfern sterben, als eure Wünsche erhören."—

So leicht wurde aber der Sieg der wunderschönen Prinzessin Zilia nicht. — Sie hatte eine härtere Prüfung zu bestehen, und zog sich ziemlich gut aus derselben. Gut! Aber wer war denn diese Prinzessin Zilia? War sie schön? War sie witzig? — Nur ein Bischen Geduld, lieber Leser! Dieß Alles sollst Du sogleich erfahren.

Nehmt 30 Pfunde der weissesten Lilien, 45 Pfunde persische Rosen, knetet sie zu einem Teig; gießt ihn in das Modell einer Medizeischen Venus; nehmt zwei grosse schwarze Diamanten; setzt sie dem Abgusse als Augen ein. Nehmt ferner 32 der schönsten orientalischen Perlen, macht Zähne daraus, und garnirt damit ihren Mund; — so habt ihr beiläufig die Figur der schönen Zilia, des Wunders des ganzen Orients. Ihr Verstand?.... Wer solche Augen hat, so schön

gedrechselt ist, und eine Haut so sanft und glatt, wie Chinesischer Atlas, kann kein Gänschen seyn. In einer so schönen Scheide kann kein schlechter Degen stecken! — Sie hatte Verstand, so viel erfoderlich war, — und das ist Alles, was man von einem schönen Mädchen fodern kann. Sie hatte nebst der ihrem Geschlechte angebornen Schlauheit ungemein viele Wißbegierde, die ihren Gouvernanten viel zu schaffen machte. Schon als Kind wollte sie wissen, warum die Hähne keine Eier legen; warum bei so vielen Hennen nur ein Hahn sei, und dergleichen mehr. Mit solchen Talenten kömmt ein Mädchen weit — wenn sie schön ist.

Ueberdieß hatte sie ungemein viele musikalische Talente, ungeachtet sie keinen dreieckigen Kopf hatte. Sie sang, wie die Demoiselle Häser, und spielte Klavier so gut als unsere Dulken. Ihre schönen Finger schienen den süssen Herren ihres Hofes

Bruchstücke der Zauberruthen einer Fee zu seyn. Sie hatte von Duport Tanzen gelernt, und übertraf sogar ihren Meister. Wenn sie auf einem Grasplane des Pallastes eine Sarabande tanzte, so drückten ihre schönen Füsse die Grashalmen nicht nieder; sie schwebte über dieselben hin.

Also ein europäisches Gewächs? — Gefehlt! Sie war die Tochter des Königs Sasan, Beherrschers des grossen Königreichs Golkonda .... und der berühmten Aline. Als der Chevalier de Boufleur nach Europa zurückkehrte, fand Aline für gut, ihren obersten Feldherrn Sasan zu heirathen. Sie gebar ihm die schöne Zilia, und starb kurze Zeit darauf.

Bald hernach bekam er Händel mit den Engländern, welche die Schätze von ein paar benachbarten Rajahs geplündert hatten, um das Deficit in der Casse der ostindischen Compagnie auszugleichen. Er alliirte sich

mit Hyder Ali, und es gieng den merkantilischen John Bulls schlimm. Aber nah bei Calcuta verlor der tapfere Sasan durch einen Schuß jene Zierde, deren sich Origenes und Combabus selbst beraubt hatten. Dadurch verlor er auch etwas von seinem kriegerischen Muthe. Er schloß Friede, zog sich in sein Serail zurück, und beschäftigte sich nur mit der Erziehung seiner Zilia, die wirklich ein wahres Monstrum von Vortrefflichkeiten wurde. . . . .

Die Erzieherin der Prinzessin war Madame Pimpernelle, eine Pariser Incroyable, welche die Königin Aline mit ungeheuren Kosten durch den Chevalier verschrieben hatte. Sie wurde von der Königin, wie eine Freundin, empfangen; und nachdem sie derselben von allen ihren vormaligen Pariser Bekanntschaften und über die neuesten Moden Bericht erstattet hatte, nachdem sie alle mitgebrachten Pompons und Colifichets aus-

gepackt, gemustert und nach der Reihe anprobirt hatten, kamen sie auf die Erziehung der Prinzessin Zilia zu sprechen, die der neuen Gouvernante mit Leib' und Seele übergeben wurde. Sie war nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jugend; dennoch versicherte sie, als sie nach Paris zurückkehrte, sie habe fureur gemacht am golkondischen Hofe, und die Eroberung aller Prinzen und Minister hätte ihr keine Mühe gekostet. Sie sei sogar auf dem Puncte gewesen, der Königin Aline zu succediren, als das malheureux evenement in dem Kriege mit den Engländern sie um dieses Glück brachte. In Paris glaubte man ihr jedes Wort, und fand nichts Unwahrscheinliches dabei; denn man wußte ja, daß die Indianer eine Race häßlicher Affengesichter seien, und also in Entzücken gerathen mußten, wenn sie so glücklich waren, ein auch nur halbmenschliches Gesicht zu sehen.

Unter einer so vortrefflichen Lehrerin — machte die Prinzessin ungemeine Fortschritte. Sie lernte sich mit Elegance drappiren, und brachte ganze Tage vor ihrem Spiegel zu, um sich in dieser Kunst zu vervollkommnen. Sie lernte alle die Minauderien der feinen Gesellschaft. Sie spielte meisterhaft l'aimable étourderie, l'innocence naive, les emotions de la Sensibilité etc. Sie konnte nach Belieben lachen und weinen, erröthen und blaß werden. Kurz, sie war so vortrefflich ausgebildet, daß sie in den feinsten Zirkeln der feinsten und elegantesten Pariser Welt geglänzt hätte.

Der Ruf dieser Vortrefflichkeiten der Prinzessin durchflog ganz Asien, und da sie noch dazu die Erbtochter eines sehr reichen und mächtigen Königs war; so fehlte es auch nicht an Brautwerbern. Von allen Orten kamen Prinzen im strengsten Incognito bei Hofe an. Dadurch wurde Golkonda sehr

brillant. Alle stach aber der Prinz Wampum, der Sohn des Kaisers von Pegu, Königs von Ava, von Tunking, von Cochinchine, Besitzers des weissen Elephanten ꝛc. ꝛc. aus.

Der Prinz war eben nicht sehr schön, und noch weit weniger tapfer und liebenswürdig; auch gefiel er der Prinzessin gar nicht. Aber die Madame Pimpernelle sagte ihr, daß man bei der Wahl eines Ehemannes eben nicht eckel seyn dürfe. Da sei immer der reichste der beste. Desto eckler müsse man aber seyn bei der Wahl eines Liebhabers, wenn man einen Mann habe. Die schöne Zilia gab also ihre Einwilligung und man machte Anstalten zur Hochzeit. Allein der Prinz Wampum bekam nun einen fürchterlichen Nebenbuhler an Zerotin, Erbprinzen von Siam und Camboja. Zerotin war ein Urenkel der in Deutschland so berühmt gewordenen asiatischen Banise, und

bei weitem der größte und schönste Mann seines Königreichs. Man bemerkte, so wie bei der schönen Zilia, daß sie für National-Indianer zu weiß seien. Dadurch wurde die Bewunderung zwar nicht gemindert, die man ihrer Schönheit zollte; aber ihre Genealogie wurde etwas verdächtig. Ludwig XIV. hatte in Siam eine Missions-Anstalt gestiftet, und es wurden seitdem Missionäre aus Frankreich dahin gesendet. Einer dieser Missionärs gefiel der Königin Mutter, und sie erwirkte, daß ihm die Erziehung des Erbprinzen anvertraut wurde. Der Pere Ratier erzog seinen Telemach nach Rousseau's Grundsätzen. Der Prinz lernte alles aus Selbsterfahrungen, manchmal freilich auf Kosten seiner Nase, aber desto tiefer prägten sich ihm die Lehren der Natur ein. Er lernte die Kunst des Zimmermanns, und wurde bald darin Meister. Er durchzog die Wälder, wie ein Herkules, tödtete Löwen

und Tieger, fieng Elephanten, und bereitete sich durch die Thierjagd auf die weit edlere Menschenjagd vor.

Der Ruf von der Schönheit der Prinzessin Zilia flog auch nach Siam. Er beschloß, sich durch seine eigenen Augen zu überzeugen, ob der Ruf nicht lüge, und ganz incognito nach Golkonda zu reisen; fände er sie aber liebenswürdig, ihre Eroberung zu machen, ohne sich zu erkennen zu geben. Von einem einzigen treuen Diener begleitet, begab er sich auf die Reise, quartierte sich in einem abgelegenen Winkel der Vorstadt ein, und *damit* die Polizey nicht auf ihn aufmerksam werde, verdingte er sich als Gesell bei dem Hofarchitekten, der über die Gewandtheit des jungen Arbeiters erstaunte, da er mittels einiger von ihm selbst erfundener Werkzeuge mehr Arbeit, als zwei andere, lieferte.

Leider erfuhr er bald, daß die schöne Zilia dem Prinzen Wampum zugesagt sei,

und daß man Anstalten zu den Hochzeits-Festen mache. Nun weiß man aus der Geschichte der asiatischen Banise, daß die Peguaner die Erbfeinde der Siamer sind. Er beschloß also, sein Leben daran zu wagen, seinen Feind und Nebenbuhler zu verjagen, und ihm die schöne Beute wegzukapern.

Als er einmal bei seiner Arbeit einen Mitarbeiter über alle bekannten Hof-Verhältnisse ausforschte, ließen sich Trompeten und Pauken hören, die den Zug des ganzen Hofes nach dem Cirkus ankündigten, wo eine grosse Thierhetze mit Tiegern, Löwen und Elephanten gegeben werden sollte. Der Prinz steckte in Eile seinen Werkzeug in seine Arbeitstasche, nahm seinen grossen Spitzhammer auf die Schulter, und lief den Leuten nach, um den Hof vorbeiziehen zu sehen.

Der Zug war überaus prächtig. Majestätisch schritt ein Elephant mit ganz goldener Decke daher. Auf seinem breiten Rücken

trug

trug er einen von Diamanten glänzenden Thron; und auf dem Throne saß der König Sasan mit der göttlichen Zilia. Fort war des Prinzen Herz beim ersten Blicke. „Ich muß — rief er in einer Anwandlung von Begeisterung — sie besitzen, oder sterben.“ — Seine Nachbarn glotzten ihn mit ihren stirren schwarzen Augen an, und wähnten, er sei ein dem Narrenhause entsprungener Weisser. Er kehrte sich aber nicht daran, sondern lief nach dem Cirkus, wo ein halbes Dutzend Rupien die königlichen Gardisten bewog, ihm unter sich, gerade unter der königlichen Loge, einen Platz einzuräumen.

Der Prinz achtete nicht auf das Spectakel. Er dachte nur an die schöne Zilia, die bloß durch dünne Bretter von ihm getrennt war. Mehrere Tieger und Panther hatten schon ihre Rolle ausgespielt. Nun trat ein ungeheurer Löwe auf, der von einem Elephanten erlegt werden sollte. Man ver-

sprach sich vielen Spaß, da der Löwe gar wunderliche Bockssprünge machte. Aber es kam anders. Der Elephant war noch nicht zum Kampfe gerichtet; der Löwe versuchte einstweilen, gegen die Logen aufzuspringen, und sprang so hoch, daß viele Zuschauer vor Schrecken davon liefen. Doch gelang es dem Löwen nicht, weil er mit seinen scharfen Klauen keinen Halt fand. Aber an der Brustlehne der königlichen Loge hiengen Tapeten tief herab; der Löwe kletterte längs derselben, wie eine Katze, hinauf, und verbreitete allgemeinen Schrecken. Alles, was laufen konnte, lief. Der Prinz Wampum war nicht der letzte; er stieß die Prinzessin zurück. Sie fiel und wurde ohnmächtig, und war also auf dem Puncte die Beute des Löwens zu werden. Zum Glücke schreckte, und beschäftigte diesen der grosse Schleier der Prinzessin, den der Wind ihm in's Gesicht wehte. Er zerriß denselben, und verlor da-

durch die Gelegenheit, den delikatesten Bissen zu genießen, den je ein Löwe verschlungen hat. Zerotin war in den Cirkus gesprungen, und suchte dem Löwen nachzuklettern. Da sah er des Löwen Schweif zwischen den Säulen der Brustlehne herabhängen. Mit einem Schlag seines Spitzhammers nagelte er den Schweif an einen Querbalken fest. Das Thier brüllte schrecklich, und suchte sich an seinem Feinde zu rächen. Allein aufspringen konnte es nicht, und die enge gestellten Säulen der Brustlehne erlaubten ihm nicht, ihn mit den Klauen zu erreichen. Die großen Tatzen klemmten sich zwischen den Säulen ein. Der Prinz zog einen langen Nagel aus seiner Arbeitstasche, und machte den Löwen nagelfest. Ein armer Taglöhner, der es bei dem Prinzen ausgehalten hatte, der einzige, den die Furcht nicht fortgejagt hatte, lieh ihm seinen Rücken, und er schwang sich in die königliche Loge.

Die Prinzessin lag kaum 2 Schritte von dem Löwen. Todtenblässe bedeckte ihre Wangen. Er hob sie auf, und trug sie in das Nebenzimmer, dessen Thüre er aus Vorsicht verrammelte. Er legte sie auf einen Divan, löste ihren Gürtel, bestrich ihre Schläfe mit Mugei-Wasser, und es gelang ihm, sie in's Leben zurück zu rufen. Sie schlug die Augen auf; aber da der Löwe wieder fürchterlich zu brüllen anfieng, so schloß sie dieselben schnell wieder. „Fürchten Sie nichts, schöne Prinzessin — sprach Zerotin. — Hieher kann der Löwe nicht kommen. Die Thüre ist verschlossen, und dann gäbe ich ja tausend Leben, wenn ich sie hätte, um zu verhüten, daß Ihnen ein Haar gekrümmt werde.“ — Die Prinzessin schaute den schönen, schlanken jungen Mann verwundernd an. „Ihr seid wohl — sprach sie, mein Schutzgeist Azaeli?“ — „Ach, nein! Prinzessin, — antwortete er, — aber von allen Sterblichen

der von den Göttern Begünstigtste, weil sie mir das Glück vorbehielten, Euch zu retten." — Die schöne Zilia schien sich einen Augenblick zu bedenken; dann sprach sie: ich bin wirklich recht froh, daß mich der Löwe nicht gefressen hat. — Er hatte schon meinen Schleier in der Tatze. Wie habt ihr es angestellt, um mich unbeschädigt seinen Klauen zu entreissen?" — „Ich habe ihn angenagelt."..... „Angenagelt? Ihr scherzt; das ist nicht möglich!" — „Ihr könnt Euch mit eigenen Augen überzeugen. Für die göttliche Zilia wird auch das Unmögliche möglich." — „Ihr seid gewiß ein Zauberer?" — „Wäre ich das, so wäre Prinz Wampum nicht euer Bräutigam." — „Ach! der abscheuliche Mensch! Denkt nur! Ich war schon an der Thüre. Er stieß mich so stark zurück, daß ich fiel. Das vergebe ich ihm nie!" — „Das soll blutig an ihm gerochen werden." — „Das laßt bleiben, Lieber! Mir

wäre leid um Euch. Er hat Meuchelmörder und Giftmischer bei sich; und wenn Ihr ihm auch Eines versetztet, was würde es nützen? Heirathen muß ich ihn doch." — „Nein! bei den Göttern! Das sollt ihr nicht. So lange ich lebe, soll ein so unwürdiger Mensch euer Gemahl nicht werden."

Dieses Gespräch war für die Prinzessin so interessant, daß sie die Unordnung nicht bemerkte, in welche der Prinz ihren Putz gebracht hatte. Auch war sie so unschuldig, daß sie nicht wußte, welchen Brand der Schnee ihres entblößten Busens im Herzen des Prinzen anrichtete. Sie goß Oel ins Feuer. Sie lag unbequem. Sie foderte ihn auf, sie bequemer zu legen; und benahm sich dabei gegen ihn, wie gegen ihre Weiber, wenn sie dieselben zu ähnlichen Diensten aufforderte. Sie schlang ihren Lilienarm um seinen Hals, und erleichterte ihm dadurch die schöne Bürde. Allein dadurch kam — der Mund des Prin-

zen in unmittelbare Berührung mit der schönsten Rosenknospe aus Amors Haine. Dennoch wagte er nicht, sie zu küssen, und achtete die Unschuld, die keine Gefahr ahnend sich in seine Arme warf. Als sie bequem lag, so fuhr sie fort: „Hindern wollt Ihr, daß Wampum mein Gatte werde? Ach! wenn ihr das könntet, so wäre ich Euch dafür eben so dankbar, als dafür, daß Ihr mich dem Löwen aus dem Rachen gerissen habt! Aber bei diesem ist es mit ein paar Nägeln nicht gerichtet." — Der Prinz versicherte sie, er getraue sich weit leichter, mit 20 solchen Memmen, wie Wampum, als mit einem Löwen, fertig zu werden. Die Prinzessin widerrieth ihm aber noch einmal alle Gewaltthätigkeiten, und stellte ihm dringend die Gefahr vor, der er sich aussetzte. Sie beschwor ihn, sein Leben nicht zu wagen: „denn — sprach sie, und schlug erröthend die Augen nieder, — wenn Ihr todt

seid, kann Euch meine Dankbarkeit nicht von den Todten erwecken, und Ihr bringt mich um die Wonne, Euch Beweise derselben zu geben." —

Der Löwe brüllte noch immer fort. Die Prinzessin merkte nicht mehr auf ihn. Ihr Retter fesselte nun ganz ihre Aufmerksamkeit. Indeß hatten sich die königlichen Leibgardisten von ihrem Schrecken erholt, und zogen unter Anführung des Prinzen von Pegu, der die Arrier-Garde commandirte, gegen den Löwen aus. Patrouillen wurden ausgesendet, um zu recognosciren. Sie berichteten jubelnd, daß der Löwe — angenagelt sei, und nicht vom Flecke könne. Sogleich stellte sich Wampum an die Spitze der Avantgarde, und commandirte eine General-Decharge, die dem Thiere auf ewig das brutale Menschenfressen verleidete. Da lag in seinem Blute der gräßliche Tyrann des Waldes, aber von der Prinzessin war ausser

ihrem zerrissenen Schleier, der vom Blute des Löwen gefärbt war, kein Glied zu finden, und man urtheilte, daß sie mit Haut und Haaren gefressen worden sei. Diese Jammer-Nachricht verbreitete sich in wenigen Augenblicken, und es entstand ein Universal-Klaggeschrei. Der König Sasan und die Dame Pimpernelle liefen zu, um, wie es scheint, mit ihren Thränen den Ort zu benetzen, wo die geliebte Zilia gespeiset worden war. Ihr Klagelied erreichte das Ohr der Prinzessin, die ihrem Retter befahl, die Thüre zu öffnen. Der König kam nun fast ausser sich vor Freuden, und die Dame Pimpernelle, die eine gute Christin war, kreuzte sich, und rief Jesus Maria! Der Papa erdrückte fast sein Töchterlein in seinen väterlichen Armen, er setzte sich zu ihr auf den Divan, und forschte nach den Umständen ihrer Rettung. Da unterbrach ihn Wampum, der mit gezogenem

Schwerte eintrat, und der Prinzessin ankündigte, daß er das Ungeheuer erlegt habe. Er nahte sich, um den Sold der Minne zu fodern; allein sie stieß ihn mit Abscheu zurück. „Sie sind, sprach sie mit Indignation — ein weit grösseres Ungeheuer, als der Löwe. Sie stießen mich zurück, und warfen mich dem Thiere gleichsam in den Rachen. Hier steht mein Retter; ohne ihn wäre ich vielleicht schon vom Löwen verdaut."

Durch diese Rede wurde der König auf den Prinzen von Siam aufmerksam. Er fragte ihn sehr gnädig, wer er sey. Der Prinz antwortete, er arbeite bei dem Bau-Intendanten. „So! — versetzte der König. — Nun mag er gehen. Melde er sich dieser Tage. Man wird ihn belohnen." — Der Prinz empfahl sich. Wampum griff in die Tasche, und gab ihm eine Rupie. Wenn er nun eine solche Freigebigkeit übte,

so warf er den Kopf weit zurück, und trat auf die Spitzen seiner Füsse. Zerotin stellte sich, als wollte er ihm die Hand für sein Geschenk küssen, und stieß mit dem Kopfe an seinen dicken Wanst. Wampum fiel auf den König, den er beinahe erdrückte, und kugelte bis zu den Füssen der Prinzessin, die vor Lachen beinahe den Athem zu verlieren schien.

Zerotin begab sich nun in seine Wohnung. Sein Diener war inzwischen auch nicht müssig gewesen. Er hatte die Bekanntschaft eines Kammerkätzchens gemacht, und kam — *mit fröhlichen* Nachrichten nach Hause. „Die Prinzessin werde nicht müde von ihrem Retter zu sprechen; sie finde, daß er eine zu feine und vornehme Physiognomie habe, um ein gemeiner Arbeiter zu seyn. Auch die Dame Pimpernelle finde ihn sehr nach ihrem Geschmacke. Sie nehme sich vor, ihn zu protegiren, und bei Hofe zu

poussiren." — „Ach — seufzte die Prinzessin — ich wünschte, daß mein Bräutigam auf dem Blocksberge, und mein Erretter ein verwunschener Prinz wäre." — „Diese Zeiten sind vorbei — sagte die Dame Pimpernelle — mais on s'arrange. Wenn Sie verheirathet sind; so verschreiben Sie ihn, machen ihn zum Bau-Intendanten; alors comme alors. Mit Prudence und Delicatesse kann eine grosse Frau, wie Sie, machen, was sie will." — Allein die Prinzessin soll dazu den Kopf geschüttelt haben, und es scheine, daß sie keine Lust mehr habe, Kaiserin von Pegu zu werden.

Er hatte ferner ausgeforscht, daß Prinz Wampum eine schöne Tänzerin in der Nähe des Pallastes ganz allein und ohne Begleitung öfters besuche, deren Bildniß er bei einem Miniaturmaler bestellt habe, und daß die Prinzessin sich oft Abends in einen Kiosk begebe, der auf einer Anhöhe liege.

Die Umgebungen seien aber gegen die Stadt zu öde und unangebaut, und die Prinzessin habe öfters gewünscht, daß diese Aussicht verschönert werden möchte. Sogleich brachte der Prinz diese Umgebungen käuflich an sich, und schickte Ali aus, Arbeiter zu miethen, Bäume und blühende Gewächse zu kaufen, und einen schönen englischen Park zu bilden. Tag und Nacht wurde gearbeitet, und Zerotin selbst arbeitete mit, und war unermüdet. Als die Prinzessin einige Tage darauf ihren Pavillon betrat, und nach der Stadt hinsah, fielen ihr die Verwandlungen der Gegend und das Gewühl der Arbeiter auf. Nicht weniger fiel dieses der weißen Pimpernelle auf. „Ich wette — sprach sie — das ist eine Galanterie ihres Bräutigams.“ — „Ach! — erwiederte die Prinzessin — so etwas fällt ihm auch nicht im Traume ein!“ — Sie nahm nun ihre Lorgnette, und erkannte zu ihrer hohen Freude ihren

Erretter unter den Arbeitern. Er arbeitete an einem Blumen-Parterre, und pflanzte die vielfarbigsten Blumen, so, daß sie den Namen der Prinzessin bildeten. Sie bemerkte mit hochklopfendem Herzen, daß er bei seiner Arbeit immer nach ihr blicke, und benützte einen Augenblick der Abwesenheit der Dame Pimpernelle, und ließ ihren Schleier hoch in der Luft flattern. Der Prinz verstand dieses Zeichen der Liebe, und schwang wonnetrunken seinen Turban in der Höhe. Hierauf band die Prinzessin Blumen zusammen, und warf sie dem Kanale zu. Unbemerkt schlich sich nun der Prinz dahin, und fand in der Blumensprache des Bouquets die deutungsvollsten Worte. Was der Prinz damit für Abgötterei getrieben, erräth leicht jeder Leser der geliebt hat. —

Auf diese mystische Erklärung, ging Zerotin immer etwas früher von der Arbeit nach Hause, — aber nie den kürzesten Weg, —

sondern längs des Kanals, der vor dem Pallaste, und unter den Fenstern der Geliebten vorbeifloß. Da — hatte er öfters die Wonne, sie am Fenster zu sehen, und manchmal sogar ihre Silberstimme zu hören. — Mit so magerer Kost kann sich wahre — Liebe Jahre lang ernähren — und sogar zunehmen.

Zerotins Arbeiten machten Aufsehen, und Prinz Wampum, der den Namen des Unternehmers erfuhr, ward darüber sehr scheelsüchtig. Er begegnete öfters längs des Kanals, wenn er von seiner Tänzerin zurückkehrte, Zerotin, und sah die Prinzessin am Fenster stehen. Dieß verdroß Wampum noch mehr, und er beschloß, der Sache ein Ende zu machen. Als er daher einmal Zerotin am Kanale begegnete, und eben kein Culi (Träger) gegenwärtig war, der ihn durch den Kanal um ein paar Cauris getragen hätte, befahl er Zerotin mit harten Worten, ihn hinüberzutragen. Zerotin,

der die Prinzessin am Fenster stehen sah, verdroß dieser Ton noch mehr, als das Geschäft, das Wampum von ihm forderte. Er beschloß daher, sich deshalb an Wampum zu rächen. Mit geheuchelter Demuth antwortete er: „er wünsche zwar den Befehlen Sr. Kaiserl. Hoheit zu gehorchen; allein er sey im Tragen ungeübt, und sorge — — „keine Widerrede, sagte Wampum; mach fort, oder ich hacke dich zu Würsten." — Die Praxis des Tragens besteht nur darin: daß der zu Tragende die Füsse ausspreitzt, der Culi fährt ihm mit dem Kopfe zwischen die Füsse, und trägt ihn rücklings auf dem Halse. — Wampum stellte sich demnach am Rande des Kanals mit ausgespreitzten Füssen hin, und Zerotin steckte den Kopf zwischen seine Beine; allein er bückte sich so tief, daß seine Achseln gegen die Kniekehlen Wampums unsanft anstießen, indeß Zerotin die beiden Füsse ergriff. Wampum

fiel

fiel rücklings, und in dieser Stellung eilte Zerotin mit ihm durch den Kanal. Es geschah ihm weiter nichts zu leid, als daß er seinen Turban und seinen Dolch verlor, seine Kleider benetzte, und einige Schlucke Kanalwasser in den Leib bekam. Als sie auf dem Trocknen waren, half Zerotin dem Prinzen auf die Beine, und bat ihn demüthig um Vergebung. Wampum war anfangs ein wenig betäubt, allein als er sich erholt hatte, entbrannte sein Zorn gegen den Waffenlosen, der in demüthiger Stellung auch noch um sein Trägerlohn bat. „Diesen sollst du haben!" — rief Wampum, und zog sein Schwert. Allein Zerotin floh in ein Gebüsch, wohin ihm sein Feind in ungeschickter Eile folgte. Zerotin floh absichtlich langsam, und bog im Fliehen durch das dichteste Gebüsch die Aeste sorglich, daß sie im Zurückschnellen den Verfolgenden in's Gesicht schlugen. Wampum wurde dadurch

ganz wüthend, drang mit vieler Anstrengung vor, und strauchelte über eine Baumwurzel, daß er stürzte, und sein Schwert mehrere Schritte weit von ihm hinwegflog. Nun eilte Zerotin zurück, und stellte sich an, als wollte er ihm besorgt auf die Beine helfen. Allein er kniete ihm auf die Kleider, und hielt ihn so fest, daß er nicht aufstehen konnte. „Ihr Leben, Prinz!" — sagte er nun leise — „ist in meiner Hand. Bedenken Sie es wohl! Ich kann mich rächen, und Ihnen mit Ihrem eigenen Schwerte den Bauch aufschlitzen. Ich laufe dann durch den Kanal, und bin in einigen Stunden im Holländischen Comtoir und in voller Sicherheit, ehe man nur daran denkt, mich zu verfolgen. Darum geben Sie mir, mein Prinz! ich bitte Sie, die Kette mit dem Bildnisse der Prinzessin, die Sie am Halse tragen, zum Lohne. Sträuben Sie Sich nicht, die mindeste Regung: so tragen

Sie Ihre Gedärme in Ihrem Schweißtuche nach Hause. Allein, wenn Sie einwilligen; so werde ich Ihnen auf die Beine helfen, meine Kniee vor Ihnen beugen, und indem Sie mir eigenhändig die Kette um den Hals hängen, wird die Prinzessin, die uns hier sehen kann, glauben, daß Ihr Geschenk eine Gabe einer ganz ungezwungenen Großmuth sei.“ —

Kalter Angstschweiß deckte Wampums Stirne. — Doch seine Gedärme waren ihm zu lieb, als daß er sie einer inhumanen *Section* hätte aussetzen wollen. Ueberdieß dünkte es ihm ein Leichtes zu seyn, sein erpreßtes Geschenk wieder zu erhalten, und den Vermessenen hängen zu lassen, habe er ihn nur einmal jetzt vom Halse. Er willigte also ein, und nachdem er auf die Beine gekommen, Zerotin aber vor ihm niedergekniet war, die Spitze des Schwertes gegen

Wampums Allerheiligstes gerichtet, hieng ihm dieser die Kette um den Hals, deren Bild Zerotin küßte, und worauf er Wampum das Schwert überreichte. In demselben Augenblick war auch Zerotin verschwunden. Schnaubend eilte Wampum in den Pallast zurück, wo er sogleich eine Audienz begehrte, und also zu sprechen begann:

„Schwäher-Papa! Ihr müßt mir den Gefallen erweisen, den Spitzbuben, der den Löwen angenagelt hat, sogleich hängen zu lassen. Er hat mich meuchelmörderischer Weise angegriffen, und mir die kostspielige Kette mit dem Portraite der Prinzessin geraubt.“

„Wie? Den Retter meiner Tochter?“ — versetzte König Sasan.

„Eben den. Er hat mir den Bauch aufschneiden wollen.“

„Aber den muß ich doch anhören.“

„Wozu anhören? Laßt ihn auf mein Wort hängen. Ich, als Prinz verlange es. Ihr werdet doch mit einem solchen gemeinen Kerl nicht viel Aufhebens machen?“

„Ei, vormals mochte dieses wohl angehen; aber seit der Königin Aline Regierung ist dieses ganz anders geworden. Ueberdieß bin ich ihm Dankbarkeit schuldig, und bin durch die Gesetze gebunden. Allein, sei unbesorgt, lieber Schwäher! Du sollst ihn doch bäumeln sehen.“

Sogleich wurde eine Abtheilung der Leibwache ausgeschickt, um den Verbrecher aufzusuchen. Zerotin war aber nach Hause geeilt, und da es ihm bloß um das Bildniß der Prinzessin und um Rache an Prinz Wampum zu thun war; so gieng er ungesäumt zum Miniaturmaler hin, um das Bild der Tänzerin zu kaufen. Der Maler wollte es nicht ablassen, da es bestellt, und nur die-

ses Eine fertig war. Allein Zerotin wog es mit Diamanten auf, und hob dadurch alle Bedenklichkeiten des Malers. Die Portraite wurden nun ausgewechselt, und Zerotin eilte nach Hause, wo ihn die königliche Leibwache verhaftete, und nach dem Pallaste führte.

Der König und Prinz Wampum erfuhren nicht sobald, daß Zerotin eingebracht sei, als sie ihn vorrufen ließen. Zerotin fiel auf seine Kniee. Er hatte die Kette am Halse. Der König erkannte sie sogleich, und zornig fragte er den Gefangenen, wie er zu dieser Kette gekommen sei: — „In einer Anwandlung von freigebiger Großmuth" — antwortete Zerotin, „hat sie mir der Prinz eigenhändig um den Hals gehängt." — „Schurke!" — rief Wampum, — „hast du mir nicht gedroht, den Bauch aufzuschneiden, wenn ich sie dir nicht geben würde?" — „Wie ist es möglich," —

antwortete Zerotin — „das muß Ihnen geträumt haben, durchlauchtigster Prinz! Ich war ja unbewaffnet. Sie aber hatten einen großen persischen Säbel, den ich Ihnen auf den Knieen überreichte, als er ihnen kaum entfallen war.“ — „Drohtest du mir nicht früher mit dem Bauchaufschlitzen, ehe du mir mein Schwert zurückgabst?“ — „Allerdurchlauchtigster König!“ — rief nun Zerotin, — „die Prinzessin und ihre Hofmeisterin können bezeugen, was geschehen ist. Sie lagen am Fenster und sahen Alles. Auf sie berufe ich mich!“ —

Da trat zufälliger oder auch nicht zufälliger Weise, die Prinzessin ein. Der König forderte sie auf, zu sagen, was sie gesehen hatte. — „Ich begreife nicht,“ — antwortete sie, — „warum der Prinz einen so bitteren Haß auf einen Mann geworfen hat, dem ich das Leben verdanke. Er griff ihn mit dem Säbel in der Hand an,

und doch überreichte ihm dieser denselben wieder, als er ihm entfallen war. Der Prinz verfährt sehr ungerecht gegen ihn."

„Also auch Sie sind wider mich?" — rief Wampum, — „das will ich Ihnen auf die Rechnung setzen, wenn die Hochzeit vorüber ist. Wollte er mir nicht den Bauch aufschneiden?" — — „Ach!" versetzte die Prinzessin, — „wenn er Ihnen auch den halben Bauch weggeschnitten hätte, so wäre dennoch genug übrig geblieben. — Was hinderte ihn denn an der Ausführung seiner Drohung? Ich hätte nicht einmal um Hülfe rufen können, da ich zu entfernt war. Ueberdieß hatte er ja keine Waffen. Sie hatten, wie gewöhnlich, zu tief in den Becher geguckt. Das ist Alles." — „Das sind faule Fische!" — rief Wampum. —

„Sagt mir nur, Schwäher-Papa! — was mich hätte bewegen können, einem solchen

Schufte eine Kette zu schenken, die hundert tausend Pagoden werth ist?"

„Auch mir ist das unbegreiflich!" — erwiederte der König — „denn Ihr seid nicht aus dem Hause der Prinzen von Gebe-Gern."

„Vielleicht" — sagte nun Zilia, — „hatte der Prinz zu guten Schiras getrunken, was auch sein zweimaliger Fall zu beweisen scheint, und es wandelte ihn im Taumel eine ungewohnte Art von Freigebigkeit an."

„In der That!" — rief Zerotin — „dieß mag der Fall gewesen seyn. Er sagte nämlich zu mir: Freund! du hast der Prinzessin einen wichtigen Dienst geleistet, und noch keinen Lohn dafür erhalten. Sie ist ein Engel; aber sie darf für dich nicht thun, was sie gerne thäte. Der König hat zu viele andere Geschäfte, als daß er an dich denken könnte. Empfange also aus meiner

Hand die Vergeltung, und trage ihr Bildniß zum ewigen Andenken deiner glücklichen Kühnheit. — Allein da es nun scheint, daß der Prinz seine Großmuth bereut; so bin ich bereit, ihm sein Geschenk zurückzugeben, um dadurch seine Huld und Vergebung zu verdienen."

Mit diesen Worten nahm Zerotin die Kette vom Halse, und reichte sie Prinz Wampum hin. „Das ist das Klügste!" — sagte der König. „Prinz! nehmen Sie Ihre Kette zurück und vergeben Sie diesem armen Teufel, den sie ohne Ursache hassen."

Und hiemit war gegen den Willen Wampums die Sache abgethan, und Zerotin wurde seiner Haft entlassen.

Als nun die Prinzessin dieser Scene beim Schlafengehen nachdachte, und sie das Schicksal verwünschte, das sie zur Prinzessin und ihren Retter zum Gewerbsmanne ge-

macht hatte, schlich sich eine ihrer Zofen an's Bette, und überreichte ihr ein verschlossenes Kästchen, in welchem sie zu ihrer größten Verwunderung ihr eigenes Bild fand, das sie mit so schwerem Herzen ihrem Bräutigam gegeben hatte. Sie fand einen Zettel daneben mit folgenden Worten: „Dem unwürdigen Besitzer dieses Schatzes hat ihn die List entrissen.“ — Sie hatte keine Erklärung nöthig, und errieth leicht, durch welche List er sich in den Besitz ihres Bildnisses gesetzt habe. Zugleich rührte sie sein Zartgefühl, das ihm nicht erlaubte, was er mit Gefahr seines Lebens errungen hatte, ohne ihre Einwilligung zu behalten. Sie nahm daher einen Griffel, und schrieb folgende Worte: „Dem Würdigen schenkt es die Dankbarkeit. Das ist aber, leider! auch Alles, was sie für ihn thun kann, — thun darf.“ — Sie schloß das Kästchen, und befahl der Zofe, es dem zurückzugeben, der ihr dasselbe gegeben

hatte. — Welcher Triumph für den über-glücklichen Zerotin! Seiner Liebe und seiner Eitelkeit blieb nichts mehr zu wünschen übrig. Er wurde geliebt, unerkannt geliebt, vorgezogen dem zwar nicht liebenswürdigen, aber doch dem mächtigsten Prinzen von Asien — bloß seiner persönlichen Eigenschaften wegen. Freilich sprach sie nur von Dankbarkeit, aber eine Dankbarkeit durch die Wörtchen leider und darf gewürzt, mußte selbst den ungenugsamsten Liebhaber befriedigen. Er beschloß der Geliebten sich zu entdecken, und als Werber um sie aufzutreten. Da er aber hiezu der Einwilligung seiner Eltern bedurfte; so sandte er sogleich den treuen Ali mit Briefen nach Siam ab.

Zilia war nun neugierig zu erfahren, was für ein Bildniß Zerotin dem Ihrigen untergeschoben habe. Sie zog deßhalb die Prinzessin Rezia, ihre Cousine, die ein Zögling der Königin Aline war, mit in's

Spiel. Rezia war die junge und sehr schöne Wittwe des Rajah von Jagirnat, den die Engländer geplündert und getödtet hatten, weil er einen grossen Schatz hatte, nach dem sie lüstern waren. Seine Wittwe flüchtete nach Golkonda, wo sie Schutz fand. Sie lebte mit dem Prinzen Wampum im ewigen Kriege, und neckte ihn bei jeder Gelegenheit. Dagegen stand der tapfere, schöne, gewandte Zerotin bei ihr gut angeschrieben, und sie dachte, daß er seines niedrigen Standes ungeachtet nicht unwürdig wäre, eine königliche Wittwe unter dem Schleier des Geheimnisses zu trösten. Sie legte hiezu verschiedene Plane an, zu deren Ausführung sie ihr Bildniß nöthig fand. Sie fragte Zilia um den besten Miniaturmaler in der Residenzstadt, die ihr sogleich den Maler nannte, der sie für Wampum gemalt hatte. Rezia gieng daher geradezu auf den Prinzen von Pegu los, nahm ihm die Kette vom

Halse, und öffnete die Kapsel. „Schön! Wirklich sehr schön!! Zum Reden getroffen!“ — rief Rezia, indem sie zu Zilia sich wandte, — „aber dein Bildniß ist es nicht! Das ist die berühmte Mamia, die Tänzerin, die dort am Kanale wohnt, und die dein sauberer Herr Bräutigam unterhält.“ — Die Prinzessin Zilia stellte sich, als wäre sie darüber sehr böse; der Prinz war ganz verblüfft, und seine Verlegenheit verrieth, daß er schuldig sey. Rezia warf ihm das Bild vor die Füsse, und ihr geläufiges Zünglein hielt ihm eine sehr derbe Strafpredigt, die sich damit schloß, daß sie ihm erklärte, sie wollte lieber einen Taglöhner, als eine solche Meerkatze heirathen, wie seine Königl. Hoheit sey. —

Zerotin war noch unschlüssig, wie er sich seinen Nebenbuhler vom Halse schaffen wolle, als die schreckenvolle Nachricht erscholl, daß die Maratten ganz unvermuthet dem

Könige den Krieg angekündigt haben, und sich rüsteten, mit 200,000 Reitern in's Land einzufallen. Der Staatsrath blieb bis am Morgen versammelt, und das Resultat aller Deliberationen war: „daß man einem solchen Angriffe keinen Widerstand entgegensetzen könne." — „So kann ich fechtend als König sterben!" — sprach der König, und die Rüstungen wurden mit aller Anstrengung betrieben.

Diese schlimme Nachricht verbreitete sich sehr schnell. Als Wampum sie erfuhr, war er sogleich zum Abzuge bereit. Er begab sich daher zum Könige: „Schwäher-Papa!"— sprach er— „Ich gehe nach Hause. Ich bin zu schwächlich, um die Strapazen eines Feldzuges auszuhalten; auch bin ich meinen Unterthanen schuldig, ihnen in mir ihren künftigen Regenten zu erhalten. Kämen die Feinde, so nehmen sie mich wenigstens mit fort, und wären so indiscret, ein

ungeheures Lösegeld für mich zu fordern." — Der König Sasan war etwas verdrüßlich geworden, und antwortete ganz kurz: „Reiset glücklich und erhaltet eure Persönlichkeit zum Wohle eurer künftigen Unterthanen." Der Prinz ließ sich dieses nicht zweimal sagen, und eilte, sich aus dem Staube zu machen; als eben Zerotin um eine Audienz bat, und sogleich vorgelassen wurde. „Sire! — sprach er — ich hatte schon einmal das Glück, Ihnen nützlich zu seyn: vielleicht gönnt die Vorsehung mir noch einmal diese große Freude. Einem so mächtigen Feinde, wie die Maratten sind, können Sie keine verhältnißmäßige Macht entgegenstellen. Nichts kann Sie retten, als eine Kriegslist, der ähnlich, als ich den Löwen anzunageln so glücklich war. Ihre Feinde haben eine zahlreiche und gutgeübte Kavallerie. Allein Thiere bleiben Thiere. Lassen Sie also durch Ihre Feuerwerker

grosse

grosse romanische Kerzen machen, und die Lanzen Ihrer Reiter so einrichten, daß daran die Kerzen befestigt werden können, gewöhnen Sie die Pferde ihrer Reiterei an das Sausen und Funkensprühen derselben. Ich bin gewiß, kein ungeübtes Pferd hält einen solchen Angriff aus, und daß alle Pferde einer Linie, die mit diesem feurigen Regen angegriffen werden, ihre Reiter absetzen."

„Junger Mann!" — erwiederte Sasan — „Deine Idee ist gut und ausführbar, und der glückliche Erfolg sehr wahrscheinlich. Du sollst der Anführer dieser Feuer-Reiter seyn, und rettet Uns deine List; so rechne auf unsere unbegränzte Dankbarkeit."

Tag und Nacht wurde nun in allen Laboratorien gearbeitet, und einige tausend Pferde dressirt. Zugleich wurden die Gebirgspässe besetzt, und mehrere Angriffe auf dieselben abgeschlagen. Der Feind beschloß

daher sie zu tourniren, und auf einer Ebene durchzubrechen, welche zwischen den Bergen und der See war. Eine verfallene Festung, welche zwar in der Eile nothdürftigst hergestellt worden war, lag hier zur Zeit der Ebbe so weit von der See entfernt, daß das Geschütz der Festung keinen Schaden thun, und der Durchgang erzwungen werden konnte. Zerotin rieth nun dort sich zu lagern, und das Glück des Krieges zu versuchen.

Die Armee sollte vorrücken. Zerotin war in voller Rüstung, und glich einem Kriegsgotte. Der König nahm eben Abschied von seiner geliebten Tochter, der sehr rührend war, als Prinz Wampum noch einmal eintrat, um sich zu empfehlen. Seine Erscheinung erregte den Unwillen aller Anwesenden, und man kehrte ihm den Rücken; allein die muntere und schalkhafte Rezia konnte es selbst in den schrecklichsten Unfällen ihres Lebens nicht unterlassen, ihre

Laune an denen auszulassen, die sie haßte, oder verachtete. Sie stellte daher an Prinz Wampum die Bitte, ihr seinen Schnurrbart als Andenken zu überlassen. Prinz Wampum gab ihr aber eine sehr unartige Antwort. Da sprach Zerotin „Prinz! Was eine so schöne Dame fordert, muß ein so galanter Prinz nicht verweigern.“ — Und zugleich zog er sein Schwert, ergriff des Prinzen Schnurrbart, und fragte die Prinzessin: mit oder ohne?“ — „ohne!“ rief die Prinzessin Rezia, — „das Uebrige taugt ohnedieß wenig.“ — Zerotin schnitt nun seinem zitternden Feinde den Schnurrbart dicht unter der Nase ab, und gab ihn der Prinzessin. Der Schrecken hatte Wampum gelähmt. Er fand keinen Athem, um Hülfe zu rufen. Endlich da die Operation geendigt war, erholte er sich, und forderte vom Könige Genugthuung. „Wozu“ — antwortete Sasan — „tragt Ihr ein Schwert, wenn ihr es

nicht zu Eurer Vertheidigung führt? Einem solchen Manne ziemt kein Schnurrbart. Ich vergebe Eurem Beleidiger, denn er wollte Euch fühlen machen, wie sehr die Feigheit jeden Mann, und besonders einen Prinzen entehrt. Wer nicht den Muth hat, eine Krone zu vertheidigen, ist nicht würdig, sie zu tragen."

Prinz Wampum wollte einiges erwiedern; allein Sasan wollte von ihm Abschied nehmen. „Ich habe nicht Zeit, viele Worte zu machen;" — sagte der König, — „aber merkt es euch: ein feiger Regent ist immer ein grausamer Wütherich. Seine Einbildungskraft malt ihm immer erträumte Verschwörungen vor, und er glaubt sich nur unter Leichen sicher. Der Dolch seiner Meuchelmörder trifft vorzüglich die Männer von ausgezeichneten Talenten; er fället die Stützen seines Thrones, und stürzt sich selbst in den Abgrund, vor dem er sich scheut.

Nehmt diese heilsame Lehre mit auf die Reise, und erinnert Euch, daß keine Krone auf dem Haupte des feigen Mannes fest sitzt. Diese Lehre ist mehr werth, als der schönste Schnurrbart, den ihr haben könnt."

Hierauf befahl der König den allgemeinen Aufbruch, Zerotin aber, daß er für seine Feuer-Reiter vorzügliche Sorge tragen solle. Der König war schon ziemlich weit entfernt, als Zerotin erst nacheilte. Ehe er jedoch die Residenzstadt verließ, konnte er dem Drange seines Herzens nicht widerstehen, Abschied von der Prinzessin zu nehmen. Er fand sie allein und in Thränen schwimmend. „Ich komme," — sprach er, zu ihren Füssen — „mit Lorbeeren gekrönt, und Deiner nicht unwürdig, oder nie wieder zurück." — „Schütze meinen Vater," — erwiederte die Prinzessin — „und Du findest eine dankbare Freundin wieder." — Sie neigte sich zu ihm nieder, und ihre Blicke

und Lippen begegneten sich. Lange hielten sie sich umarmt, als sie sich losriß, und noch zum Abschiede ihrem Zerotin eine Locke ihres seidenen Haares überreichte. Er drückte sie an sein Herz. „Wehe den Maratten“— rief er begeistert — „diese Locke macht mich zum Helden.“ —

Es wurde nun gekämpft und gesiegt. Der Erfolg der Schlacht entsprach ganz der Erwartung Zerotins. Die Maratten-Reiterei hielt den fürchterlichen Angriff mit den Feuer-Lanzen nicht aus. Das wogende Feuer-Meer schreckte schon in ziemlicher Entfernung die Pferde der Maratten. Sie bäumten sich, warfen ihre Reiter ab, und nahmen die Flucht. Die den Feuer-Reitern folgende Kavallerie hatte nur die Mühe, Gefangene zu machen, und, was sich wieder sammeln wollte, auseinander zu sprengen. Auch ein Regiment Europäer, das, von

der Kavallerie verlassen, ein Quarrée bildete, in dessen Mitte der Kaiser der Maratten Peischwah sich zu retten suchte, mußte fliehen. Es ließ zwar die Feuer-Reiter nahe kommen, machte eine Decharge und fällte das Bajonett; als aber die Feuerfunken den Soldaten ins Gesicht sprühten, schlossen sie die Augen, wendeten die Köpfe, wichen, und wurden durchbrochen und auseinander gesprengt. Der Kaiser selbst wurde gefangen. Die Niederlage war vollkommen, aber zum Glücke der Menschheit nicht sehr blutig. Die Trümmer der zerstreuten Armee eilten nach Hause. Der König Sasan aber kehrte nach Golkonda zurück, und überließ Zerotin die Sorge über die Armee und die Gefangenen.

Sasan hatte Zerotin den Befehl hinterlassen, den Kaiser mit allen seinem Range angemessenen Ehrenbezeugungen zu behandeln. Auch gestattete er bei der Ankunft des

Gefangenen keinen, die Ehrliebe des Ueberwundenen kränkenden Triumph, sondern er empfieng denselben, als Zerotin bei versammeltem Hofe ihn dem Könige vorstellte, mit aller Achtung. Zerotin selbst aber, der sich an den Stufen des Thrones auf seine Kniee niederließ, hob der König auf, und die Prinzessin setzte ihm eine Lorbeerkrone auf, die ihr ihr Vater überreichte. Das Gefühl überwältigte den Prinzen, und er blieb vor Zilia, sein seelenvolles Auge auf sie geheftet, auf den Knieen liegen. „Steht auf!" — sagte die Prinzessin verwirrt, — „diese Stellung gebührt nicht dem Manne, dem ich die Erhaltung meines Vaters, seiner Krone und meines Lebens verdanke." — „Nicht eher" — erwiederte der Prinz, — „bis Ihr mir eine Frage beantwortet habt." — Die Verwirrung der Prinzessin stieg noch höher; sie konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, und blickte erröthend Zerotin in's

Auge. „Dürfte ich diesen Seufzer den Wünschen meines Herzens gemäß, deuten!" — sprach Zerotin, — „wenn" — „Ja! — antwortete die Prinzessin sehr leise — „doch wozu dieses hier?"

Die Umstehenden konnten von diesem Allen nichts hören, und schoben diese Situation auf die Gefühle des Triumphes und der Dankbarkeit. Die beiden Monarchen hatten sich aber inzwischen sehr freundschaftlich unterhalten, als mit einem Male Sasan ausrief: „Nicht möglich! Zerotin wäre der Kronprinz von Siam?"

„Nicht anders!" — erwiederte der Kaiser Orang — „kennt ihr denn denselben nicht? Hätten wir gewußt, daß die Reize Eurer Tochter ihn an Euren Hof ziehen würden; so wären wir vorsichtiger zu Werke gegangen."

Der König Sasan eilte nun auf Zerotin zu, und schloß ihn in seine Arme.

„Aber“ — rief Sasan — „warum verhehltet Ihr denn Euren erhabnen Stand?“

„Ich wollte mich bemühen, die Hand der Prinzessin zu verdienen, ehe ich es wagte, um dieselbe anzuhalten.“

„Nun wohl! Ich hatte das Schicksal getadelt, welches einem Wampum eine Krone gab, und Euch nicht. Nun bin ich mit demselben wieder ausgesöhnt. Kommt in meine Arme, ich hatte Euch im Stillen meiner Tochter zum Gemahle gewünscht; meine Wünsche sind nun erfüllt.“

Sasan umarmte hierauf Zerotin herzlich, indeß Zilia in den Gefühlen der Freude und der Ueberraschung sich kaum zu fassen vermochte. Die Anwesenheit des Hofes hielt den Ausbruch ihrer Freude zurück, und sie war sehr froh, daß ihr Vater, im Uebermaße seines Glückes verloren, Zerotin längere Zeit umarmt hielt.

Der Prinz näherte sich jetzt der Prinzessin, und bat sie, dem Prinzen zu gewähren, was ihre Dankbarkeit dem gemeinen Manne nicht zu mißgönnen geschienen habe.

„Ei" — erwiederte Zilia schalkhaft — „Ich wähnte, daß Ihr mich liebtet; allein ich irrte. Kann man wohl für die Geliebte Geheimnisse haben?"

Mit inniger Empfindung drückte sie nun Zerotin an sein Herz, und König Sasan konnte sich des Glückes seiner Tochter wegen kaum der Thränen enthalten.

„Und nun noch ein Wort zu Euch!" — sagte Sasan zum Kaiser der Maratten — „warum habt Ihr mich angegriffen? Ich habe Euch nie beleidigt; ich stellte nie eine Forderung an Euch, und war Euch nie gefährlich."

„Euer Edelmuth legt mir die Pflicht auf, Euch die Wahrheit zu sagen," — antwortete der Kaiser. — „Ihr kennt unsere

aristokratische Verfassung. Ich bin nicht unumschränkter Herr, und muß öfter Gesetze annehmen, als ich welche vorschreiben kann. Ungetheilt ist der Haß meiner Nation gegen die Tyrannei der brittischen Krämer. Es wurde einmüthig beschlossen, alle Kräfte aufzubieten, um sie zu vertilgen. Damit aber der Erfolg unsern Wünschen entspräche, mußten sie von zwei Seiten angegriffen werden. Euer friedfertiger Charakter war unserm Plane entgegen. Wir mußten uns also durch Euer Land einen Weg in das Herz der englischen Besitzungen bahnen, und früher Euer Land selbst erobern."

„Aber erlaubt denn das Völkerrecht, den friedfertigen Nachbar zu tödten, und über seinen Leichnam in des Feindes Haus zu steigen?"

„Zeigt mir eine Nation, die dieses Recht nicht eben so oft übertrat, als sie ihren Vortheil dabei fand! Die Politik

ist ein Spiel, das ungeachtet seiner Hinterlist und seines Betrugs dennoch öffentlich als ein gerechtes Spiel anerkannt ist."

„Und das man" — erwiederte Sasan lächelnd, — „mitspielen muß, wenn man nicht verloren seyn will. — Nichts desto weniger sollt ihr aber frei seyn. Das glückliche Ereigniß, das diesen Krieg begleitete, soll der Friedensstifter zwischen uns seyn. Nicht wahr, Kaiser Orang?"

„Gewiß ist es der sicherste Bürge des Friedens. Denn so lange Zerotin lebt, wird kein Maratte mehr Euer Gebiet betreten." —

Und nun fehlte zum gänzlichen Glücke der Liebenden nur noch die feierliche Brautwerbung, wozu bereits eine Gesandtschaft von Siam auf dem Wege war. Allein sie reisete sehr langsam, und den Liebenden dünkte die Zögerung eine Ewigkeit. Auch war die Aufsicht der Dame Pimpernelle jetzt sehr lästig. Endlich nahte aber der Tag der Be-

freiung, und die festlichen Vorbereitungen schritten schnell vorwärts.

„Also“ — höre ich meine Leser sagen, — „wären dieß die schweren Prüfungen, die Zilia zu bestehen hatte? Sie hatte ja eben so wenig mit der Liebenswürdigkeit zu kämpfen, als irgend eine andere, über welche der Verfasser gespöttelt hatte.“

Nur gemach, liebe Leser! die Prüfungen der Treue Zilia's werdet ihr erst erfahren Denn als —

Doch hier muß ich etwas weiter ausholen und einen salto mortale in das Feenreich wagen.

---

Die Fee Oribasa hatte, wie wir wissen, die Tyrannei aller übrigen Feen, die so manchen Spuck trieben, zerstört, und war Alleinherrscherin im Feenreiche geworden. Sie hatte nur einen einzigen Sohn, den Prinzen Rosenroth, den sie mit Uranien, der

Tochter des weisen Osimandrias, zu vermählen wünschte. Allein dieser schöne junge, aber etwas flatterhafte Prinz wollte von keiner Heirath hören. Er antwortete immer scherzend: „quiconque cornes planta cornes a son tour aura. Einsperren mag ich meine Gattin nicht, und doch sind Schloß und Riegel die sichersten Garans weiblicher Treue.“ Die Fee verwies ihn auf alle Rittergeschichten und Feenmährchen, in denen die weibliche Treue eine so glänzende Rolle spielt. Er lachte, und bemerkte, daß kein grosses Verdienst dabei sei, einem schönen liebenswürdigen Ritter treu zu bleiben, wenn sein Nebenbuhler ein häßliches, grobes, Brummbär artiges Ungeheuer sei. Die Fee gab zu, daß die Prüfung dieser Lukretien eben nicht sehr streng gewesen sei, daß es aber viele Weiber gebe, die auch die strengste Prüfung bestehen würden. — „Nennt auch nur Eine“ — versetzte der Prinz. — „Willigest

Du dann in Deine Heirath mit Uranien, wenn eine die Prüfung aushält?" — „Ja! Gewiß!" — Darüber wurde nun ein ordentlicher Vertrag aufgesetzt, und beschworen, und die Fee, welche der schönen Zilia zutraute, daß ihre zärtliche Liebe für Zerotin sie gegen alle Versuchungen sicher stellen würde, befahl dem Zephyr, sie zu entführen.

Der ganze Hof Sasans war nun eben versammelt, — die Trauung sollte vollzogen werden, und liebeschmachtend standen sich Zerotin und Zilia gegenüber, als nun mit einem Male ein Wirbelwind sich erhob, und die Prinzessin Zilia in die Luft emporführte. Zerotin stand wie versteinert da, Rezia freute sich, ihre Nebenbuhlerinn los zu seyn, und Sasan sah wie verblüfft in die Höhe. Allein Zilia war dahin.

Daß die Prinzessin, eine solche Reise ungewohnt, ohnmächtig wurde, versteht sich

von

von selbst. Allein Zephyr hielt ihr ein Götter-Elixier vor die Nase, bestrich ihre Schläfe damit, und sie kam wieder zu sich. Aber da brachen die tiefsten Seufzer aus ihrer Brust, und Ströme von Thränen aus ihren Augen. „Prinzessin!" — sprach Zephyr, — „ich bitte Euch höret auf, wehzuklagen, oder ich springe hinaus, und lasse Euch alleine in der Wolke. Ich habe ein weiches Herz, und halte es nicht aus. Es gilt ja nicht Euren Kopf, oder Euer schönes Leben. Es denkt kein Mensch daran, Euch weh zu thun. Seht mich doch an! Ich sehe ja keinem Menschenfresser gleich. Hätte man Arges mit Euch vor, so hätte man nicht mir, sondern dem Boreas den Auftrag gegeben, Euch abzuholen. Was hilft es Euch, wenn Ihr Euch die Aeuglein roth weinet, und die Hände wund ringet? Ich muß doch meine Schuldigkeit thun." — „Wohin," sagte die Prinzessin mit bebender Stimme, — „bringst

du mich denn?" — „Nach einem irdischen Paradiese, wo Ihr Alles haben werdet, was nur Euer Herz wünscht. Nach Siri, der Residenz der Fee Oribasa, unter deren Schutze Ihr seyn werdet, — einer seelenguten Dame, die Euch kein Haar krümmen wird." — „Aber was soll ich dort?" — „Was weiß ich! Unser junger Herr ist ein Springinsfeld. Sie wünscht, daß er die schöne Uranie heirathe. Er will oder kann nicht, und da soll in dem Buche des Schicksals geschrieben stehen, daß nur Ihr den Zauber lösen könnt, der da macht, daß die Heirath nicht statt haben kann. Ich weiß nicht recht, wie alles das zusammenhängt! Wollt Ihr mehr wissen, schöne Prinzessin, so fragt nur die Weiber, die Euch bedienen werden." — „Man wird mich also in keinen eisernen Thurm einsperren?" — „Das fällt Niemanden im Traume ein." — „Kein Riese wird mich verfolgen und martern, damit ich ihn liebe

und heirathe?" — „Das sind Mährchen aus der Vorwelt. Daß sich unser Prinz Rosenroth nicht in Euch verliebe, will ich nicht verbürgen; denn Ihr seid sehr schön, und er ist sehr feuerfänglich. Aber daß er kein brutaler Liebhaber ist, das werdet Ihr beim ersten Blicke selbst erkennen." — „Wer bist Du denn, mein Freund?" — „Zephyr, Euer bereitwilliger Diener." — „Zephyr! Ihr seid also ein Gott?" — „Gewesen, leider gewesen!" — „Gewesen!!!" — „Wißt Ihr denn nichts von dem grossen Götter-Kriege, den Parny besungen hat, und daß wir durch die schrecklichste aller Revolutionen vom Olymp gejagt worden sind? — Leben will man auch. Wir nahmen also Dienste. Flora, meine Frau, und Aglaja, die jüngste der Grazien, werden die Ehre haben, Ihre Toilette zu besorgen." — „Wo sind denn die andern Götter?" — „Dort und da! was weiß ich? Amor ist auch bei

uns.“ — „Und Venus?“ — „Anfangs war sie überall und nirgends. Nun soll sie sich zu Florenz in einen Stein verwandelt haben. Als ich Euch sah, kam ich in Versuchung, zu glauben, ich hätte sie gefunden; aber die Unschuld Eures Blickes brachte mich bald von meinem Irrthume zurück.“ — „Wo ist Apoll?“ — „Zu Paris in einem Dachstübchen.“ — „Und die Musen?“ — „Ziehen in der Welt herum, spielen in Gasthöfen Musik, declamiren auf den deutschen Bühnen, spielen Gastrollen, führen Groupirungen auf à la Hendel, und — leiden Hunger.“ — „Ach! da vergißt man ja sein eigenes Unglück über das Eurige! Welcher schreckliche Fall!“ — „Man muß die Fügungen des Schicksals mit Standhaftigkeit ertragen. Ist Alles verloren, so ist doch die Hoffnung noch in unserer Pandora-Büchse. Wir arbeiten an einer Contrarevolution. Viele grosse Schriftsteller haben sich laut für uns erklärt, und daß

kein Glück und Segen in der Welt seyn könne, wenn man uns nicht wieder auf den Altar stellt. Alle Künstler haben sich zu ihnen geschlagen. Der Kredit unserer Feinde sinkt. Wir sind vielleicht nahe am Ziele.... Doch richtet Eure schönen Augen nach Westen. Dort ist der Thurm, in den man Euch einsperren will; — die Residenz der Fee." — „Himmel! welche Pracht! Welch' entzückender Wohlgeruch!" — „Sie haben uns schon bemerkt! Seht, wie sie alle die Köpfe nach uns richten, und uns belorgniren! Das sind die Drachen, die Riesen, die euch bewachen werden. Ihr fürchtet Euch wohl nicht vor ihnen?"

Die Wolke senkte sich zur Erde mitten in einen Kreis blühender Nymphen herab. Flora und Aglaja halfen der Prinzessin aus der Wolke steigen, und bewillkommten sie im Namen der Fee. Sie eröffneten ihr, daß ihre Gebieterin äusserst dringender Ge-

schäfte wegen zu dem weisen Osymandrias berufen worden sei. Man wisse nicht, wann sie zurückkommen werde. Sie habe aber die dringendsten Befehle gegeben, die Prinzessin, wie sie selbst zu bedienen, und ihrem Sohne aufgetragen, dafür zu sorgen, daß ihre Befehle vollzogen werden. Die grosse Furcht war nun zwar bei der Prinzessin verschwunden; aber es war ihr doch unheimlich in einem Kreise neuer Gesichter, und bange Erwartung der Dinge, die nachkommen dürften, ob die Zukunft dem Willkomm ähnlich seyn werde, ob man zu Vergeltung einer so glänzenden Aufnahme nicht Dienste und Gefälligkeiten fordern werde, welche die Tugend und das Feingefühl ihr untersagen würden, preßte ihr Herz zusammen. Sie dankte mit stotternden unzusammenhängenden Worten, und ließ sich führen, wohin man wollte. Ihr furchtsam umherblickendes Auge bemerkte kaum die Pracht des Saals, in den sie eintrat,

und daß der Sitz, auf dem man sie einlud, sich niederzulassen, ein Thron sei, mit welchem der Thron Aurang Zebs sich nicht vergleichen ließe; und daß, ungeachtet die Sonne schon untergegangen war, dieser Saal doch hell blieb, obschon man nicht sehen konnte, woher die Beleuchtung komme. Ihre Verlegenheit war so sichtbar, daß Aglaja sich bemühte, ihr Muth einzusprechen. „Prinzessin,“ — sagte sie, — „wir fühlen wohl, wie schmerzlich es für Euch seyn muß, den Armen der Eurigen auf eine so brusque Art entrissen worden zu seyn. Aber wir beschwören Euch, versichert zu seyn, daß Ihr hier nicht das Mindeste zu besorgen habt. Ihr seid hier unumschränkte Gebieterin. Der Prinz und wir werden uns bemühen, Eure Wünsche zu errathen, und zu erfüllen, ehe sie noch ausgesprochen sind. Eure Trennung von Euren Verwandten ist auf eine sehr kurze Frist beschränkt, und während Eures Aufenthalts wird man keine

Forderung an Euch thun, die nur im Mindesten Eure Delicatesse beleidigen könnte. Wir werden uns bemühen, Euch die Zeit so angenehm als möglich zu verkürzen. Aber wir wünschten, daß Ihr es uns durch Eure Gemüthsruhe möglich machen möchtet, unseren Auftrag zu erfüllen. Muth gefaßt, schöne Zilia! Wer bestimmt ist, über große Nationen zu herrschen, darf sich nicht durch die Launen des Schicksals niederschlagen lassen, und der Prinz, der Euer Herz besitzt, schätzt gewiß, da er selbst großherzig ist, diese Tugend an seiner Geliebten. Ihr kommt zu uns mit schwerem Herzen. Wenn Ihr uns verlassen werdet, wird es wohl umgekehrt seyn, und manchem Zurückbleibenden wird das Herz schwer werden." — Sie faßte die Hand der Prinzessin, küßte sie und drückte sie an ihr Herz. Zilia zog sie an sich, küßte sie, weinte sich satt an ihrem Busen, und diese Thränen erleichterten ihren Schmerz.

Flora schlug nun vor, die Zimmer zu besehen, die der Prinzessin zur Wohnung bestimmt waren. Zilia bewunderte die Eleganz und die Bequemlichkeit der Einrichtung. Da sah man nichts von Gold, als was durchaus von Metall seyn muß; aber Alles schien von einer nie verwelkenden Neuheit und Reinlichkeit. Die Meublen schienen Selbstbewegung zu haben, und sich nach dem Wunsche der Bewohnenden bei der leisesten Berührung dorthin zu stellen, wo man sie brauchte. Ihr Schlafgemach war ein Bosquet immer grünender, mit den schönsten Blumen durchflochtener Gesträuche, und Vögel von buntem Gefieder hüpften auf den Zweigen herum. Das Bett war ein Nest von Turteltauben, und lag in einem Berceau von Rosen- und Lilienstengeln. Die Bühne stellte das Firmament vor, und die Bewegung der Gestirne wies die Stunden der Nacht. Flora drückte eine Feder, und die

Vögel stimmten einen Chor von der entzückendsten Harmonie an.

Das Bade-Zimmer war eine Grotte von schwarzem Marmor. In der Vertiefung sprudelte ein Quell auf, und bildete einen Teich, in welchem Schwäne von Alabaster schwammen. Sie gossen Wasser von jeder Temperatur durch ihren Schnabel in eine Wanne von Krystall, welche in der Mitte des Teiches stand.

Vom Bade gieng man in die Garderobe, die eine Bibliothek von Mode-Puppen war. Die Trachten aller Nationen waren hier systematisch nach Malte Brun Geographie geordnet. Flora gab der Prinzessin einen raisonnirten Catalog der Moden mit Kupfern. Berührte Zilia ein Kupfer mit den Fingern, so sprang die vorgestellte Puppe aus dem Schranke, und stellte sich ihr in Lebensgrösse vor. Als die Reihe an die neuesten Pariser Puppen kam, und die Prinzessin die

elegante Nacktheit derselben sah, so sagte sie: „pfui!“ wendete die Augen hinweg, und — erröthete. Flora erlaubte sich über diese Bewegung der Prinzessin zu lächeln. „Denkt ja nicht,“ — sprach sie, — „daß sich unsere Modedamen aus Unverschämtheit so nackt kleiden. Es geschieht aus kluger Wirthschaftlichkeit. Sie wollen am Zeuge sparen, und ihren Liebhabern die Mühe des Auskleidens erleichtern.“ — Aglaja unterbrach sie. „Du vergißt,“ — sprach sie, — „daß dir der Prinz empfahl, im Reden minder frei zu seyn, und nichts zu sagen, was die Delicatesse der Princessin beleidigen könnte.“ — „Ach!“ — versetzte Flora, — „wenn uns keine Männer zuhören; so kann es die Prinzessin nicht beleidigen, wenn ich sie durch kleine Spöttereien über die Modenärrinnen aufzuheitern suche.“ — Die Prinzessin schwieg; aber bemerkte für sich, daß die Spötterin selbst die Modestie in ihrer Kleidung nicht

übertrieb, und daß es einem auch nur halb rauhen Boreas leicht gewesen wäre, sie auszuschälen. Sie vergaß, daß Flora eine Göttin, oder doch eine Exgöttin sei, und daß die Götter die Auszeichnung der Nacktheit haben.

Man hielt sich ziemlich lange im Modenkabinete auf. Flora fragte die Prinzessin, ob sie ganz Engel sei, und ob sie kein Bedürfniß fühle, sich durch ein gutes Souper von den Beschwerlichkeiten der Reise zu erholen. Zilia gestand, daß sie dieses Bedürfniß fühle. Flora öffnete einen Corridor, welcher in den Speisesaal führte. Zilia sah in demselben einen sehr einfach gekleideten Menschen von blühender Schönheit und edlem Anstande, der sich tief vor ihr verneigte, einige Worte sprechen zu wollen schien, und sich ohne zu reden schnell entfernte. Im Speisesaale fand sie ihn wieder. Er rückte ihren Stuhl, als sie sich setzte, und fragte sie, ob sie mit ihrer Bedienung zufrieden

sei. „Die Güte der Fee," — antwortete Zilia, — „hat mir ausser meiner Freiheit nichts zu wünschen übrig gelassen." — Der Unbekannte verneigte sich, und gieng. Da fragte Zilia, wer dieser Mann sei. „Unser Prinz, unser Gebieter," — antwortete man ihr. „Ach!" — rief Zilia, — „warum sagte man mirs nicht gleich. Geh', liebe Aglaja, bitte ihn, zurückzukommen, damit ich meine Unart entschuldige." — „Der Prinz," — erwiederte Aglaja — „wünschte Euch wenigstens in den ersten Tagen unbekannt zu bleiben, weil er sorgt, daß Ihr ihm darüber gram seyn möchtet, daß er auf eine sehr unschuldige Weise und gegen seinen Willen an Eurer Entführung Schuld ist." — „Gut! So füge hinzu, es solle gar nicht davon geredet werden."... Aglaja gieng, und der Prinz erschien. Zilia erhob sich vom Stuhle; Rosenroth eilte, um sie daran zu hindern, und bat sie, versichert zu seyn, daß er so,

wie alle ihre Umgebungen, ihr Diener, sie aber unumschränkte Gebieterin sei." — „Dann," — sprach Zilia, — „befehle ich, daß es Ihnen gefällig seyn möchte, mit mir zu soupiren." — Der Prinz setzte sich. Zilia legte ihm einen Flügel von einem Phönix, und Compotte von hesperidischen Aepfeln vor. Rosenroth und die Prinzessin aßen mit gutem Appetite. Vom Phönix blieb nichts übrig, ungeachtet der Phönix fast so groß war, als ein Kapaun, und selbst seine Beine Leckerbissen sind.

Um ein Tischgespräch anzuknüpfen, sprach Zilia, sie schäme sich beinahe ihm zu eröffnen, daß sie mehr als zwei Stunden im Moden-Cabinet zugebracht, aber doch der Versuchung widerstanden habe, einige dieser costumes anzuprobiren. „Weiber" — setzte sie hinzu, — „sind große Kinder; selbst auch dann, wenn ihr Herz schwere Sorgen drücken, beschäftigen sie sich gerne mit ihrem Puze." — „Ver-

geben Sie, Prinzessin, wenn ich Ihnen widerspreche. Ihre Versuchung war nur Neugierde, und nicht kindische Eitelkeit. Daß Damen, welche die Natur stiefmütterlich behandelte, sich durch Putz zu verschönern und uns zu blenden suchen, ist leicht begreiflich; aber Sie bildete die Natur in einer Anwandlung eines schöpferischen Luxus, und Ihr Spiegel muß Ihnen sagen, daß Sie Sich durch gesuchten Putz nur verunzieren würden." — „Mein Spiegel ist kein Schmeichler." — „Dann dienten Ihnen Zerotins Augen nicht zum Spiegel, sonst würden Sie nicht an dem zweifeln, was ich sagte." — „Ach! der arme Zerotin!" seufzte Zilis sehr leise.

Von den Nationaltrachten kamen sie nun auf die Nationen selbst, und von diesen auf die Familienangelegenheiten der Regenten zu sprechen. Rosenroth kannte sie alle, und amusirte die Prinzessin mit vielen interessan-

ten Anekdoten. Zilia erkundigte sich um den Prinzen Wampum. Er berichtete, daß er, um sich über den Verlust der Prinzessin zu trösten, die schöne Mamia mit sich nach Pegu genommen habe; daß sein Vater gestorben, und er nunmehr Kaiser, aber unter dem strengen Pantoffel-Regimente der Mamia sei. „Da hatte also mein Vater richtig geurtheilt,“ — sprach Zilia, — „wenn er, um mich über das Unglück zu trösten, des Prinzen Gemahlin zu werden, mir vorhielt, daß Menschen seiner Art von einem Weibe leicht regiert würden; daß ich dann unumschränkte Gebieterin seyn, und die Macht haben würde, viel Gutes zu thun.“ — „Da irrte sich Euer Vater,“ — erwiederte Rosenroth. „Was einer Mamia gelang, würde Euch nicht gelungen seyn. Um Euren körperlichen Reizen zu huldigen, dazu braucht man nur ein paar Augen. Aber um Eure Tugenden und Euren Verstand zu schätzen,

bedarf

bedarf man doch eines bestimmten Grades von Feingefühl, zu dem sich die Kothseele eines Wampums nicht erheben kann. Mamias buhlerische Künste, von denen Eure reine Seele keine Vorstellung hat, und die man nur in der Schule des Lasters lernt, würden Euch dem Prinzen entrissen haben.“ —

So interessant und unterhaltend diese Gespräche auch waren, so foderte die Natur doch ihren Tribut. Rosenroth bemerkte, daß des Morpheus Mohnstengel auf ihre Augen wirkten. „Ach nein!“ — sprach die Prinzessin — „Ich fühle wohl, daß ich des Schlafes bedarf; aber mein Gemüth ist so unruhig, daß ich mir wenig Erquickung verspreche. Vielleicht wäre es in Eurer Macht.... aber ich bin wohl unbescheiden.“ — „Prinzessin,“ — erwiederte Rosenroth — „wenn die Erfüllung Eurer Wünsche in meiner von meiner Mutter beschränkten Macht steht; so

kränket Ihr mich aufs empfindlichste, wenn Ihr zweifelt, daß sie werden erfüllet werden." — „Denkt Euch den Kummer meines Vaters, und ...." — „Schreibet, was Ihr den Eurigen berichten wollt, — und es soll augenblicklich zu ihrer Kenntniß gelangen." —

Rosenroth führte die Prinzessin an einen Schreibtisch, und gab ihr einen Griffel, mit dem sie Folgendes schrieb:

„Bester Vater! Mässiget Euren Kummer um Eure Zilia: sie fühlt sich nur insoferne unglücklich, als sie von Euch getrennt ist. Ich stehe unter dem Schutze einer mächtigen Fee, deren großmüthiges Herz weit entfernt ist, eine Unglückliche kränken zu wollen, die sie nie beleidigte."

„Theurer Zerotin! Unsere Trennung ist auf eine kürzere Frist als zwei Monate beschränkt. Sie ist schmerzlich, aber desto größer wird dann die Wonne des Wieder-

sehens seyn. Durch meine Anwesenheit soll der Zauber gelöst werden, welcher die Verbindung des Erbprinzen der Fee mit der schönen Urania hindert. Wie? — Das weiß ich nicht; daran liegt mir auch wenig; aber daran liegt mir viel, daß Ihr Euren Kummer måssiget."

„Liebe, gute Rezia! Suche den Prinzen durch Deine gute Laune aufzuheitern, aber laß Dich nicht gelüsten, mir ihn untreu zu machen!

„Liebe Pimpernelle! Was Ihr mir aus Euren Feenmährchen vorlaset, ist eine Kleinigkeit gegen das, was ich hier sehe. Dort macht man Palläste nur von Gold und Diamanten. Hier zwingt man die Natur, sich in ihrer ganzen Pracht zu zeigen."

„Lebt wohl, Geliebte meiner Seele! Ehe noch zwei Monate vorüber sind, bin ich wieder in Euren Armen." —

Zilia reichte nun dem Prinzen das geschriebene Blatt. „Was Ihr wünschet, ist schon geschehen, und Euer Brief schon gelesen,“ — sagte Rosenroth. — „Ihr zweifelt? Was würde es mich nützen, Euch zu täuschen? Arglist ist die Waffe des Unmächtigen. Ich bedarf ihrer nicht. Was Eure Verwunderung und Mißtrauen erweckt, haben schon sinnreiche Menschen geleistet. Sömering in München hat ein Mittel gefunden, sich auf unbestimmbare Distanzen seine Gedanken mitzutheilen. Gute Nacht, schöne Zilia, schlafet sanft mit der Gewißheit, daß in Golkonda keine Thränen mehr für Euch fließen.“ — „Ich werde es versuchen, aber....“ — „Kann ich noch etwas zu Eurer Beruhigung thun?“ — „Ach ich weiß wohl, daß mich ein Heer gegen Eure Macht nicht schützen könnte, und daß, wenn Ihr ungroßmüthig wäret, meine Thränen meine einzigen Waffen seyn könnten! Dennoch wäre

ich ruhiger, wenn ich nur eine meiner Weiber um mich hätte.“ — „Welche?“ — „Die Cora“ — „die, welche Euch Euer Bildniß heimlich übergab, als....“ — „Eben diese“ — „Geduldet Euch einige Augenblicke.“

Der Prinz entfernte sich. Zilia war allein, hieng ihren Betrachtungen nach, und suchte in die Zukunft zu schauen. Fressen wollen sie mich nicht, dachte sie. Mißhandeln eben so wenig, dafür bin ich sicher. Aber was werden sie von mir fodern? Wer das errathen könnte! Ich soll den Zauber lösen, der die Heirath des Prinzen mit Urania hindert. Ich will wohl, heute lieber als morgen.... Wie aber, wenn der Prinz sich in mich verliebte! Unmöglich wäre es doch nicht. (Sie besah sich in der Spiegelwand, vor der sie saß.) Dann wäre es noch schlimmer. Das wolle der Himmel verhüten!... und indem sie so sprach, richtete sie an ihrem Puze. Da hörte sie Weibergeschrei

und erkannte die Stimme ihrer Cora. Ihr Herz fieng an, laut zu pochen, und sie sank auf ihren Stuhl zurück.

Wenige Augenblicke darauf brachte der Prinz die treue Cora. „Lieber Himmel!“ — rief sie, — „Wo führt man mich hin? Bin ich denn im Paradiese?.... Ach! da ist sie ja unsre liebe Zilia, unsere gute Prinzessin“...— Sie warf sich nun ihr zu Füssen, küßte ihre Hände, weinte, lachte. Zilia drückte sie an ihr Herz, vermischte ihre Thränen mit den ihrigen. Beide thaten tausend Fragen, die unbeantwortet blieben. Der Prinz weidete sich einige Augenblicke an diesem Schauspiele, und entfernte sich dann unbemerkt.

Als die ersten Aufwallungen der Freude sich gelegt hatten, fragte Zilia, ob Nachrichten von ihr in Golkonda angekommen seien. „Ach ja!“ — antwortete Cora. — „Wir wären ja bald alle vor Freude darüber

närrisch geworden! Den Jammer, als Ihr verschwunden waret — davon habt Ihr keine Vorstellung. Der Prinz schien zu Stein geworden zu seyn. Da war ein Franzose bei Hofe. Er schlug vor, einen Ballon auszurüsten, und der Wolke nachzusegeln. Das preßte dem Prinzen den ersten Laut wieder aus. Wir dachten alle, es sei ihm die Zunge gelähmt. „Einen Ballon!" — rief er — „Geschwind einen Ballon! Ich besteige ihn." — Und so eilte er zum Könige, welchen zu trösten, die Prinzessin Rezia und die Dame Pimpernelle genug zu thun hatten. Der König versprach sich wenig Nutzen von der Sache. Er sah aber, daß man dem Prinzen ein Spielzeug lassen müsse, damit der Schmerz ihm nicht seine Vernunft beraube. Nach vielem Hin- und Herreden, setzte sich der König an den Schreibtisch, um die Ordre auszufertigen. Was geschah aber nun? Schriftzeichen bilden sich von selbst auf dem Papiere.

Der König erkennt Eure Hand und thut einen Schrei. Alle springen herzu, und sehen .... sehen, wie sich Zeile an Zeile reiht. Nun denket Euch die Freude! Der Prinz sprang auf mein Zimmer zu. Ich ihm entgegen: „Sie lebt, sie ist wohl, sie hat nichts zu fürchten, wir sehen sie bald wieder!“.... Er nahm mich beim Kopfe und hätte mich beinahe erdrückt. Aber kaum hatte er mich losgelassen, so erhob sich ein Wind, und führte mich fort. Da vergieng mir Hören und Sehen. Als ich wieder zu mir kam, standen zwei Damen und ein Herr vor mir, die mich labten.... Nun bin ich da bei Euch, Prinzessin, und bleibe bei Euch. Ich will mich so fest an Euch anklammern, daß mich kein Wind soll wegblasen können.“

Flora und Aglaja traten ein, und bemerkten, daß die Damen viel bequemer in ihrem Bette ihre Conversation fortsetzen könnten. Man habe schon für Cora ein Bett

neben dem Bette der Prinzessin zugerichtet. Zilia fand diesen Vorschlag sehr vernünftig. Cora schickte sich an, ihren Dienst zu verrichten; aber Flora und Aglaja sagten, daß sie ihr zwar die Ehre gönnten, die Gesellschafterin der Prinzessin zu seyn; allein sie bei der Toilette zu bedienen, dazu hätten sie ein ausschließendes Recht. Ehe sie nun die Prinzessin zu Bette brachten, gaben sie ihr einen Mohnstengel. „Wenn Ihr allein seyn wollt, Prinzessin, — sprach Flora — „so stecket diesen Stengel in diesen Ring; da kann keine lebendige Seele zu Euch. Nehmt Ihr ihn aber weg, so ist der Eingang für uns offen. Der Prinz kann und darf nie Eure Zimmer betreten, wenn Ihr es nicht ausdrücklich verlangt."

---

Als Zilia Tags darauf erwachte, so wähnte sie anfangs, Alles, was ihr Tages vorher begegnet sei, wäre ein bloßer Traum

gewesen. Als sie aber die Augen ganz öff- nete, und um sich blickte, so rief sie seufzend: „Ach! Es war doch kein Traum.“ — Sie weckte ihre Cora, und befahl ihr, den Mohn- stengel von der Thüre zu nehmen. Sogleich erschienen Flora und Aglaja, führten sie in das Bad, warfen ihr äusserst geschmack- volle Morgenkleider über, und führten sie dann an einen Tisch, der zum Frühstück be- reitet war. Da kam Amor angeflattert, und besetzte die Tafel mit ausgesuchten Lecker- bissen. Zilia verschmähte sie nicht, und würdigte auch ihren Kammerdiener, dessen schöne Bildung sie bewunderte, ihrer Auf- merksamkeit. „Lieber Junge!“ — sprach Zi- lia, — „bist Du derselbe Amor, der ....“ „der seine Macht den Göttern selbst so oft fühlen ließ,“ — fiel Amor ein, — „und von dessen Schelmenstreichen jeder ein leidiges Geschichtchen weiß,“ — fügte Flora hinzu — „Ja, schöne Prinzessin, ich bin eben derselbe;

aber ich versichere Euch, ich bin besser als mein Ruf." — Da schlugen Flora und Aglaja eine laute Lache auf. „Traut ihm nicht," — sprachen sie — „er ist derselbe lose Schelm noch, der er von jeher war. Hielt' ihn der Prinz nicht so kurz, er kehrte hier alles zu unterst und oberst. Der Prinz hat ihm, wie ihr seht, seine Flügel beschnitten, und Fackel, Pfeile und Bogen genommen. Er sperrt ihn oft in einen goldenen Käfig ein; aber er steckt dennoch voll Schelmereien." — „Bin ich daran Schuld Flora?" — sprach Amor — „daß Dir letzthin der brausende Eurus das Halstuch verschob, und Dich so leise schreien machte, daß Zephyr nichts hörte? Rieth ich Dir, Aglaja, dem Prinzen Rosenroth Fallen zu legen, und Dich im Bade von ihm überraschen zu lassen? Wenn diese Damen aus Eitelkeit, aus Coquetterie Sottisen begehen, so schieben sie die Schuld auf mich. Schützet mich, schöne Zilia! Meine

Mutter hat mich verlassen. Seid Ihr meine Mutter; erlöset mich von der Tyrannei, unter deren Joch ich lebe. Nehmet mich in Eure Dienste!"

Amor wand sich dabei um ihre Kniee, küßte ihre Hände, und verschwendete bei ihr seine Schmeichelkünste. — „Lieber Junge!" antwortete Zilia — „man erzählt von Dir so viele lose Streiche, daß es unklug wäre, nicht gegen Dich auf seiner Hut zu seyn. Ich bin keine Fee." — „Ach, mit so schönen Augen ist man mächtiger als eine Fee;" — „nicht reich genug." — „Bin ich denn eigennützig?" — „Wie kommst Du denn so tief herunter, um Dienste nehmen zu müssen? Ich denke, daß Du noch auf der Welt übergenug zu thun hättest." — „Weit gefehlt! Ueberall haben mich Plutus und die Politik verdrängt. Darüber bekam ich Händel mit ihnen. Die Politik erwirkte, daß ich aus allen Höfen verbannt wurde, und Plu-

tus mit einem Heere von Wucherern überfielen mich meuchelmörderischer Weise. Jeder warf einen schweren Geldsack auf mich, und sie thürmten einen Berg über mich auf. Meine Fackel erlosch. Zum Glücke dampfte sie noch. Zufälliger Weise reiste der Prinz vorbei. Am Geruche erkannte er meine Fackel. Er warf die Goldsäcke auseinander, zog mich hervor, und bot mir an, in seine Dienste zu treten. Man will doch leben! Ich schlug ein; allein glaubt nicht, daß er mich freigebig für meine Dienste belohnt." — „Saubere Dienste!" — versetzte Aglaja — „Meine Garderobe, wie ihr sehet, kostet ihn nicht viel, und das Bischen Nektar und Ambrosia, das ich hier genieße, kommt ihm auch nicht sehr theuer zu stehen. Euch, Prinzessin, diene ich gratis, und will mich von Honig nähren, den ich, wenn Ihr es erlaubt, auf Euren Rosenlippen sammeln will." — Er flog auf ihren Schoos, und setzte sich in die Positur,

um Honig zu sammeln.... „Der Prinz, der Prinz!" — rief hastig die schalkhafte Aglaja, — Amor erschrack, flatterte fort, und verschwand.

Die Toilette dauerte ziemlich lange, denn Coras Bitten nachgebend, probirte die Prinzessin 20 verschiedene Costumes, die ihr alle ganz allerliebst paßten. Die Wahl fiel ihr schwer; allein Aglaja bemerkte, es gezieme sich, daß eine so schöne Prinzessin der Mode Gesetze vorschreibe, statt welche von ihr zu empfangen. Sie entwarf mit wenigen Zügen eine ganz neue Draperie, die den Beifall Zilia's gewann. Nach derselben wurde sie costumirt, und sie war mit ihren Kammerfrauen und mit ihrer eigenen kleinen Person überaus wohl zufrieden. Man fragte sie, ob sie allein oder in Gesellschaft des Prinzen speisen wolle. Sie zog aus Artigkeit die Gesellschaft des Prinzen vor, un=

geachtet sie besorgte, sie würde Komplimente, und Liebeserklärungen anzuhören haben, die sie in Verlegenheit setzen würden. Sie irrte sich in dieser Meinung. Rosenroth war kein fader Gecke. Es wurde kein Wort von Liebe gesprochen. Was er der Prinzessin Verbindliches zu sagen wünschte, flocht er ganz ungezwungen in seine Rede ein, und legte kein Gewicht darauf, erwartete auch keine Antwort, sondern fuhr in seiner Rede ganz ungezwungen fort. Er sprach von ihrer Schönheit, von ihren Vorzügen, wie von Dingen, die jedermann wisse, die niemand, sie selbst nicht, bezweifle, obschon sie sich aus Bescheidenheit und Gewohnheit darauf nichts zu gute that. So sprachen sie von Fatime, der Tochter von Schach Sefi. Zilia hatte gehört, daß sie ein Meisterwerk der Natur sei. „Sie ist schön," — antwortete Rosenroth; — „wer keine schönen Damen sah, mag sie wohl für die schönste halten. Das

ist aber nicht mein Fall." — Nun fieng er an, von den Hof-Intriguen zu Ispahan zu reden: Das schöne Näschen Zilias zog diesen gleichsam hingeblasenen Weihrauchdampf mit weit mehrerem Wohlbehagen ein, als wenn er ihr das Rauchfaß unter die Nase gehalten hätte. Auch politische Angelegenheiten dienten zum Gegenstande des Tischgesprächs. Der Krieg zwischen Frankreich und England interessirte alle Regenten Indiens. Rosenroth erklärte ihr die Ursachen, die Geschichte dieses verderblichen Krieges, beschrieb ihr die blutigen Schlachten, welche diese rivalen Nationen sich einander lieferten. Zilia äusserte den Wunsch, eine Seeschlacht zu sehen. „Das könnt ihr," — antwortete er, — „denn eben heute wird eine sehr blutige Schlacht an der südlichen Küste von Spanien geliefert." — „Ich kann sie sehen, wenn ich will?" — „Sie hat noch nicht angefangen. Wenn ihr gleich mit mir

kommt,

kommt, so könnt ihr die französische Flotte auslaufen sehen."

Voll Neugierde sprang die Prinzessin vom Stuhle auf. Rosenroth führte sie in einen grossen runden Saal von Lapis Lazuli, mit goldenen Sternen besetzt, die sich mit der kreisförmigen Decke nach eben den Verhältnissen drehen, nach welchen die Gestirne umlaufen. Er gieng an einen kleinen Globus, den er um seine Axe drehte, und alsobald fieng auch der Boden des Saales an umzulaufen. Dem blossen Auge schien dieser Boden eine Landcharte zu seyn, und auf dieser zeigte sich die südwestliche Küste von Spanien. Der Prinz gab Zilia ein Sehrohr in die Hand, und wies ihr den Punct, auf welchen sie es richten müsse; und nun stellten sich ihr alle Gegenstände so deutlich dar, als wäre ihr Auge nur einige hundert Schritte über denselben erhoben. Schon hatte diese schreckliche Schlacht begonnen. Sie sah wie



Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

die Britten die französische Linie durchbrachen, die spanischen und einen Theil der französische abschnitten. Sie sah Schiffe sinken, andere in die Luft springen; sie sah die Admirals der Britten und Spanier fallen, und Tausende sich vergeblich bemühen, ihr Leben durch Schwimmen zu retten. Da wendete Zilia das Auge hinweg und bereute ihre Neugierde.

„Nicht alle Gegenstände," — sprach Rosenroth — „welche Euch dieses belebte Panorama des Erdkörpers darstellt, sind so schrecklich. Ihr könnt nach Belieben jede Stadt, jedes Land unter Euer Auge bringen, wenn Ihr diesen kleinen Globus gehörig zu regieren wißt." — Zilia folgte ihm. Er zeigte ihr, welche Federn sie drücken, und welche Räder sie in Bewegung setzen müsse, um dem Globus die gehörige Stellung zu geben. Die Prinzessin hatte Mühe, sich zurecht zu finden, und griff manchmal am un-

rechten Orte an. Da nun seine Hände beschäftigt waren; so bediente er sich seines Mundes, um der Hand der Prinzessin die gehörige Richtung zu geben. Er erlaubte sich dann, dieser schönen Hand einige Küsse zu geben. Anfangs zog sich diese Hand schüchtern zurück, aber bald lernte sie dem Angriffe trotzen, dem der Prinz den Anstrich unbefangener Galanterie zu geben wußte.

Dringende Geschäfte riefen den Prinzen ab. Kaum war er fort, so kroch Amor aus einem Winkel hervor, in dem er sich versteckt hatte. Er hüpfte vor Freuden, klatschte in die Hände. „Bravo,“ — rief er — „unserem Philosophen wird das Herz warm. Eure Augen fangen an seine Eisrinde zu schmelzen. Ehe acht Tage vorüber sind, führe ich ihn zu Euren Füssen.“ — „Das wolle der Himmel verhüten!“ — rief Zilia — „Er ist für Uranien bestimmt.“ — „Die mag sehen, wo sie einen andern findet, der sie be-

dient, wie sie es fordert; denn für diese hat ein Mann keinen hohen Werth. In diesem Schneeklotze ist kein Funke von einem göttlichen Feuer. Zilia muß unsere Beherrscherin werden!" — „Nein, ich habe dem Geliebten meiner Seele ewige Treue geschworen! Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich sie ihm nicht hielte." — „Das wird sich finden!" — „Stille davon, kleiner Bösewicht, oder ich verklage dich beim Prinzen!"— „Ach! thut mir doch diesen Possen, schöne Prinzessin! Das führt dann eine Erklärung und Gegenerklärung herbei, und ich gewinne desto leichter eine Wette." — „Aus meinen Augen, und laß dich nicht mehr vor mir blicken!" — „Ich gehe; aber ich bin nicht so jung, daß ich nicht wüßte, man müsse denen, die man liebt, auch gegen ihren Willen dienen." — Hierauf sprang er an den Globus, und richtete ihn so, daß Golkonda auf den Gesichtskreis der Prinzessin trat. Sie

erkannte mit einem freudigen Ausrufe ihre Vaterstadt. Sie nahm das Sehrohr zur Hand, und erkannte jedes Haus, jeden Menschen. Ein grosser Zug gieng durch das Stadtthor. Der König zog auf die Jagd. Zerotin ritt voraus neben Rezia, und verrieth durch seine Gebärden, eine Munterkeit, eine Lustigkeit, die ihre Eigenliebe beleidigte. Sie sah, daß er sie küßte, als er sie vom Pferde hob. Die Eifersucht erwachte. Sie wendete kein Auge von den beiden ab. Da kam aber ein dichter Nebel, und bedeckte mit einem Male das Königreich Golkonda.

Auf das Tiefste durch das gekränkt, was sie sah, warf sie ihre Lorgnette hinweg, und überließ sich ihren Betrachtungen. Allein sie konnte zu keinem Schlusse gelangen. Bald hielt sie diese Erscheinung für eine Darstellung der Wahrheit, und ihr schwerster Unwille traf den Geliebten. Bald sah sie dieselbe als ein Blend-

werk, als eine List an, durch die man ihr Herz vom Prinzen abzulenken suche. — „Man! Wer? Rosenroth? Da hätte er ja keinen Nebel geschickt, um mir zu verhehlen, was weiter geschah.“ — In diesem Labyrinthe fand sie keinen Faden. Rosenroth unterbrach sie in diesen Betrachtungen. Er schlug ihr vor, sie mit dem bekannt zu machen, was die Europäer Conzerte nennen. Zilia willigte ein, fragte aber den Prinzen, warum ein so dichter Nebel gerade über Golkonda liege. — „Weil es die Pflicht der Freundschaft fodert,“ — antwortete Rosenroth — „daß wir Euch verhehlen, was Eure Sehnsucht um das väterliche Haus vermehren könnte. Ihr wißt, wie sehr Ihr geliebt werdet, mit wie vielem Jubel die Nachrichten von Eurem Wohlsein aufgenommen wurden; wie ungeduldig man Eure Rückkunft wünscht. Dieses ist hinreichend, um Euch zu beruhigen. Euch mehr wissen zu lassen, ist mir

nicht erlaubt." — Zilia schwieg, und ließ sich in den Conzertsaal führen.

Der Prinz hatte durch seine Winde alle gute Musiker aus allen Reichen Europens zusammenwehen lassen. Da waren die ganze königliche Kapelle von München; die Trompeter und Choristen ausgenommen; da waren .... kurz alle berühmten Sänger und Sängerinnen, deren Virtuosität unsere Journalisten theils gratis, theils auch nicht gratis ausposaunen. Sie kamen zwar von der Schnelligkeit der Reise etwas verblüfft an; allein man labte sie mit Madera und Cap-Wein, und sie erholten sich nach ihrer Art schnell. Man gab **** mit einer Präcision, einer Delikatesse, wie man noch keine Oper in Europa aufgeführt hatte. Das Auditorium war klein, aber der Prinz wußte, daß das Händeklatschen und Bravorufen die Künstler begeistere. Er füllte also den Saal mit Klatschmaschinen an, die wie Menschen

costumirt, aber eigentlich nur Windsäcke waren. Ein sinnreicher Franzose, der auch dabei war, entdeckte das Geheimniß, und wurde in Paris Entrepreneur de Succès et de Chutes. Auch in manche Theater Deutschlands hat man die Klatschmaschinen eingeführt. Man kennt sie leicht an den etwas langen Ohren, und am bene parlare de Domino priore.

Nach dem Conzerte erlaubte die Prinzessin den Virtuosen-Damen, und einigen der vorzüglichsten Maestri ihr Cour zu machen; und diese baten die Prinzessin einstimmig und so dringend, ihnen zu sagen, welche Wirkung diese ihrem Ohre fremde Musik auf sie gemacht habe, daß sie ihren Wünschen entsprach. „Ich möchte," — sprach sie, — „ein Sprüchwort darauf anwenden: Viel Geschrei und wenig Wolle. Sie ist vielleicht ein Monstrum von Kunst; darüber kann ich nicht urtheilen, aber kein meinem Ohre gefälliges Monstrum. Mich martert das lange

Herumwühlen in Mißtönen; ehe man in den rechten Ton einfällt. Mich ermüdet das ewige Gurgeln der Sänger, welches die Poesie und die Melodie verschlingt.“

„Die Musik scheint mir nur bestimmt, um den Accent der Declamation zu verstärken und zu heben. Sie soll die Stimme accompagniren. Sie deckt und verschlingt die Stimme und die Poesie; und selbst der Sänger ist nicht mehr, als ein Sing-Instrument, denn er bringt nur inarticulirte Töne hervor, und spricht keine Worte aus. Die Poesie ist weiter nichts als ein Faden, an welchem der Compositeur musikalische Stücke einfädelt. Musik und Poesie scheinen mir also ganz ihre Bestimmung verfehlt zu haben. Musik ohne Poesie ist ein großer Lärmen um nichts, bei dem ich nichts empfinde, weil ich rein nichts dabei denke?“

Verwundernd sahen sich die Virtuosen an, und schienen sich zu sagen, daß die Na-

tur die schöne Zilia stiefmütterlich behandelt haben müsse, weil sie ihr kein Ohr für Musik gegeben hätte. Nur Eine von den Sängerinnen verstand die Prinzessin. Sie ergriff eine Laute, ersuchte Herrn N. ihr auf der Oboe zu accompagniren, und sang eine Arie von Metastasio mit Musik von ***. Die einfache und äusserst gefällige Melodie wurde durch eine richtig accentuirende Silberstimme, ohne Gurgeleien, ohne Coloraturen vorgetragen. Der Ton der Oboe verschmolz mit derselben, und drang unwiderstehlich an das Herz. Die schönen Verse des Dichters, die erhabenen Empfindungen, die er in dieselben legte, giengen nicht im Gelärme der Instrumenten verloren, und verfehlten, richtig ausgesprochen, ihr Ziel nicht. — „Das ist Musik" — rief die entzückte Zilia, indem sie die Sängerin umarmte! — „Ich sehe wohl, daß ihr kennet, was schön und gefällig ist; warum strengt ihr euch so erschrecklich an,

um das Ungefällige hervorzubringen?" — „Es ist so die Mode!" — antwortete man ihr. — „In Europa," — sprach Rosenroth zur Prinzessin, — „wie bei allen überverfeinerten Nationen, achtet man nicht, was einfach, gefällig und bloß angenehm und nützlich ist. Man schätzt nur das Gekünstelte, Verschraubte, das Ungeheure, das Mühesambewirkte. Wenn das Orchester im Schweiße zerfließt, und die Sänger außer Athem kommen, nur dann rühren sich die Hände des Publikums. Nationen, wie einzelne Menschen scheinen bei zunehmendem Alter taub zu werden. Bei der stäten Jagd nach Sensationen und nach Mannigfaltigkeit des Genusses wird das Feingefühl abgestumpft, so wie Säufern der Wein und die feinen Liqueurs fade scheinen. Nur Scheidewasser kann zuletzt ihren abgestumpften Gaumen noch reizen."

---

Zilias Aufmerksamkeit wurde indeß wenig durch diese neuen Empfindungen gefesselt. Der Gedanke an den Prinzen und an seine Coquetterien mit Rezia beschäftigte sie weit mehr. Sie schlief unruhig, und erwachte mit dem Wunsche, mehr zu erfahren, als sie gesehen hatte. Sie erwartete mit Ungeduld den kleinen Ergott; aber er erschien nicht. Um sich zu zerstreuen nahm sie den Vorschlag des Prinzen an, seine Menagerie zu besehen. Ein Phäton mit acht Hirschen, die er lenkte, brachte sie in einen Pavillon, der in einem schönen Park lag, wo alle Thiere aller vier Welttheile frei und ruhig nebeneinander weideten. Der Prinz legte ihr ein Buch vor, dessen Blätter Miniaturbildnisse der Thiere waren; und so, wie die Prinzessin den Wunsch äusserte, irgend eines in Lebensgrösse zu sehen, lief es dem Pavillon zu, und stellte sich ihr in seiner natürlichen Gestalt dar. Dieses Schauspiel interessirte

sie ungemein. Sie konnte nicht müde werden, die mannigfaltigen Gestalten und die besondern Eigenschaften dieser Erdbewohner zu untersuchen und zu bewundern. Der Prinz richtete ihre Aufmerksamkeit auf die vorzüglichsten Auszeichnungen der Thiere, auf die Aehnlichkeiten und Abstufungen in ihrer Bildung, auf die merkwürdigsten Aeusserungen ihres Instincts, und sein angenehmer und lehrreicher Vortrag prägte sich tief ihrem Gedächtnisse ein. Sie fand, daß das Studium der Natur unter einem solchen Lehrer sehr unterhaltend sei; dennoch fiel ihr auf, daß er, einige unbedeutende und zufällige Galanterieen abgerechnet, kein Wörtchen verlor, welches das bestätigt hätte, daß sein Herz für sie warm werde.

Beim schmackhaften Mahle, das auf diese angenehmen Vorlesungen folgte, sagte ihr Rosenroth, er glaube, es würde ihr in den Abendstunden nicht unangenehm seyn,

mit dem bekannt zu werden, was die Europäer ihre gesellschaftlichen Vergnügungen nennen. — „Ach ja!" rief Zilia — „Ihre Schauspiele, von denen meine Erzieherin mir oft ein Langes und ein Breites erzählte, ohne daß ich daraus klug werden konnte, was das Ding eigentlich sei, wünschte ich zu sehen." — Da bekamen wieder die Winde alle Hände voll zu thun, und nach wenigen Minuten führte der Prinz Zilia zu einer Vorstellung der Phädra von den berühmtesten französischen Schauspielern dargestellt. Der Prinz erzählte ihr die Geschichte, welche vorgestellt wurde, und Echo übersetzte die französischen in tamulische Verse so geschickt, daß sie wähnte, sie würden vom Schauspieler selbst ausgesprochen.

Während der Aufführung bemerkte Rosenroth, daß Zilia öfters erröthete, und mit Abscheu und Widerwillen die Augen wegwendete. Doch schwieg sie bis ans Ende,

wo sie dann den Prinzen fragte, ob es doch möglich sei, daß eine gebildete Nation an der Vorstellung solcher Greuel Wohlgefallen finden könne? „Die Franzosen“ — antwortete er, — „halten dieses Trauerspiel für das non plus ultra der Vortrefflichkeit. Sie werden nicht müde es zu bewundern.“ — „Die Phädra ist ein geiles Weib, das ihren Stiefsohn auf den Knieen bittet, bei ihr zu schlafen, und ihn verläumdet, weil es ihr nicht gelingt, ihn zu verführen; die jeder ehrliche Mensch verachten muß. Solche Furien gefallen auf der Bühne? Es finden sich Weiber, die frech genug sind, eine solche Rolle zu übernehmen?“ — „Sie erwägen nicht, Prinzessin, daß ihre Laster keine freiwilligen Handlungen sind; daß sie durch die Rache der erzürnten Venus zum Verbrechen hingerissen wird; daß sie ihr Verbrechen bereut, und Gift nimmt, um sich selbst dafür zu strafen.“ — „Glauben die Franzosen, daß die

Götter die Menschen zu Verbrechen zwingen?" — „Keineswegs!" — „Glauben Sie, daß die ganze Geschichte wahr ist?" — „Eben so wenig." — „Dann begreife ich nicht, was die Darstellung dieser eckelhaften und unwahrscheinlichen Fabel für sie für ein Interesse haben kann. Sie empört das Gefühl, stößt alle Grundsätze der Moralität um. Was ist denn eigentlich schön daran?" — „Die Verse und manchmal auch die Declamation." —

Nicht so streng urtheilte die Prinzessin von anderen Stücken Racine's und Voltaire's. Aber die Vorstellungen der Meisterwerke Schakespear's hielt sie nicht aus. „Das ist," — sprach sie — „ein Gewebe unzusammenhängenden Unsinnes, aus dem man einige Strophen ausschneiden, das Uebrige aber zur ewigen Vergessenheit verurtheilen sollte." — Sie bemerkte, daß Schakespear's Narren und

Wahn-

Wahnsinnige mehr Witz und Verstand haben, als die Uebrigen.

Don Carlos und die Jungfrau von Orleans nannte sie schön dialogisirte Romane, die wegen ihrer Länge bei der Vorstellung ermüden. Die Jamben, die weder Reim noch Prosa sind, nannte sie eine auf ungleichen Stelzen hinkende Prosa. Sie tadelte noch manches andere; aber man theilt diese Kritik den Lesern nicht mit, um unseren Aesthetikern kein Aergerniß zu geben.

In komischen Darstellungen gab sie den Franzosen den Vorzug vor allen andern Nationen. Sie fand zwar ihre besseren Komödien ein wenig veraltet, und die neueren etwas schleppend und gedehnt; aber die rasche, meisterhafte Darstellung machte, daß diese Fehler verschwanden.

Von den Deutschen lobte sie die Stücke, die man di mezzo carattere nennen möchte, weil darin ächt komische Scenen mit ernst-

haften und rührenden abwechseln. Sie fand, Herrn Schlegels Anathems ungeachtet, daß Kotzebue in diesem Fache von keinem andern Schriftsteller übertroffen worden sei. „Er kennt," — sprach sie — „alle Saiten des menschlichen Herzens, und weiß, sie zu spielen."

Bei so vielerlei Unterhaltungen hatte Zilia keine lange Weile. Die Tagesstunden verwendete sie zur nie ermüdenden Anschauung der Wunder der Natur, und wählte mit forschendem Auge unter den Schätzen ihrer drei Reiche. Die Abende waren den Darstellungen der Kunst gewidmet. Manchmal führte sie auch die Neugierde in den Saal des Planetariums; aber immer lag ein dichter Nebel über Golkonda, und die übrige Welt hatte für sie weit weniger Interesse. Sie wünschte den Amor darüber zu Rathe zu ziehen. Allein kein Amor ließ sich sehen. Auch fand sie nicht, daß er die Wahrheit gesagt habe, als er ihr ankündigte, daß der Prinz für sie zu

glühen anfange. Er blieb sich immer gleich. Immer voll Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, verrieth auch nicht eine seiner Reden und Geberden zärtlichere Empfindungen. — „Ach! — rief sie im Selbstgespräche — Ich danke dem Himmel, daß ich nicht Gefahr laufe, durch eine Zärtlichkeit gemartert zu werden, die ich doch nicht erwiedern könnte.“— Allein im Grunde war sie nicht froh; es ärgerte sie, daß er gegen ihre Reize gleichgültig blieb.

Dieser Unmuth war nur eine Anwandlung von Coquetterie. Die Sinnlichkeit war eine ihr noch fremde Empfindung; allein der Stoff zu diesem Brande glühte schon in ihren Adern, ohne noch ihr Herz ganz überwältigt zu haben. Das freie und thätige Leben, das sie führte, die vortreffliche Nahrung, die vollkommenste Kummerlosigkeit, befestigten, und bildeten schnell ihren Körper aus. Als eine zarte Rosenknospe war sie angekom-

men; nun war sie die schönste aufgeblühte Rose in Cytherens Haine. Ein lebhafteres Feuer glühte in ihren Augen, und kräftiger hob sich ihr Lilienbusen. Ihre muntere fröhliche Laune, ein sicherer Zug blühender Gesundheit, belebte ihr Gespräch, und verrieth sich durch witzige, artige Neckereien, die sie sich gegen den Prinzen erlaubte.

In der That mußte der Prinz von einer höheren Natur seyn, um seine glühenden Gefühle nicht zu verrathen.

Eines Tages kam sie in eine Gallerie, die sie nie zuvor betreten hatte. Am Ende derselben war eine grosse verschlossene Thüre, aber zwei Schritte davon fand sie auf dem Boden einen Schlüssel, der die Thüre öffnete. Sie trat ein, und befand sich in der Bibliothek des Prinzen, die sehr klein war, weil nur gute oder doch wenigstens gutgeschriebene Bücher in derselben waren. Als sie um sich

blickte, sah sie den Schalk Amor, der auf Ovids Kunst zu lieben seine Pfeile polirte. „Du hier, kleiner Schalk!“ — rief die Prinzessin. — „Da hätte ich dich wahrlich nicht gesucht! Wo steckst du denn?“ — „Ach! seufzte Amor — Ich bin im Arreste. Dort ist der Käfig, wo mich der Tyrann gefangen hält. Aus Barmherzigkeit ließ mich Aglaja, die mich füttern muß, heraus. Und da wühlte ich ein Bischen herum, und fand meinen Bogen und meine Pfeile ganz verrostet unter einem Haufen von Antiquitäten begraben. Da sehen sie selbst, schöne Zilia! Ist das nicht zum Erbarmen? Diese Pfeile, vor deren Schärfe einst der Donnergott selbst zitterte, sind nun so stumpf, daß sie kaum haften können. Schon seit einer Stunde putze ich und schleife ich an diesem, und er will doch nicht recht blank werden.“ — Zilia nahm ihn in die Hand, versuchte die Schneide, und ritzte sich den Finger. Das Gift drang

bis an ihr Herz: sie merkte es nicht. Sie fragte Amorn, warum er vom Prinzen so streng behandelt wird? „Ach!“ — seufzte dieser — „Daran seid Ihr Schuld. Er weiß, daß ich den Nebel zurückschob, der Golkonda deckt. Und Ihr sollt nicht merken, daß er in Euch verliebt ist. Er möchte sich's selbst verhehlen; aber jemehr er gegen seine Leidenschaft kämpft, desto stärker glühet in seinem Busen das Feuer, das Eure Augen entzündet haben. Ich blase es an aus allen Kräften; denn der frostigen, überklugen Urania soll er nicht zur Beute werden.“ — „Schweig! Du schmeichlerischer Taugenichts! Du glaubst, ich höre solche Mährchen gerne?“ — „Wenn Ihr mir nicht glaubt; so überzeugt euch selbst. In den Stunden, wenn er nicht bei Euch ist, wähnt Ihr, er habe Geschäfte. Weit gefehlt! In einem Boudoir steckt er, das er sich in einer abgelegenen Gegend des Parks angelegt hat, wo er meint,

es werde ihm gelingen, seine Leidenschaft zu überwinden, ungeachtet alle Gegenstände, mit denen er sich umgeben hat, ihn an Euch erinnern. Geht hin! und seht. Heut ist seine Einsiedelei leer. Ich sah ihn mit seinen Schwanen auf dem Kanale der See zufahren. Dort erwartet ihn ein Bote von seiner Mutter. Vor Sonnen-Untergang kommt er nicht zurück. Gesetzt aber, er fände euch dort? Was liegt daran? Wähnt Ihr, er würde zürnen, fliehen?— O, er würde Euch zu Füssen fallen, Euch seine Liebe gestehen. Das thut jedoch nichts zur Sache. Darum bleibt Ihr doch Eurem Zerotin getreu, — wenn Ihr ihm getreu bleiben wollt. Ihr speiset ihn mit süssen Worten, mit Hoffnungen ab. Schöne Zilia, ich bitte Euch, öffnet mir doch die Thüre. Ich laufe hin, bezeichne Euch den Weg mit abgebrochenen Rosenzweigen, und bin in wenigen Augenblicken wieder da."

Zilia konnte ihrer Neugierde nicht widerstehen. Sie öffnete die Thür. Amor nahm ein halbes Dutzend Papageien, die in einem Käfige neben dem seinigen hiengen (es waren bezauberte Philosophen, die ein treffliches Gedächtniß und kein Quentchen gesunden Menschenverstand hatten. Amor hatte sie aus Langeweile Zilias Namen aussprechen gelehrt).... und machte sich auf den Weg der Einsiedelei. Dort schnitt er Zilias Namen in die Bäume, ließ seine Papageien fliegen, und eilte zurück. Zilia ließ sich verführen, und gieng dem bezeichneten Wege nach. Sie kam bald an Ort und Stelle, und war durch die natürlichen Schönheiten des Ortes überrascht. Die verflochtenen Stämme und Zweige junger, blüthenreicher Bäume bildeten eine hohe Kuppel, den Strahlen der Sonne undurchdringlich, und doch ließen sie den leisen Athem Zephyrs hindurch. Ein schwarzer Marmorfelsen, über den ein Silber-

bach sich stürzte, bildete auf der einen Seite ein mit dem hellsten Wasser gefülltes Bassin, und auf der andern eine Lagerstätte, die mit weichem Moose und mit Blumen ausgefüllt war. Ein mahlerisch vorspringender Block diente zum Tische, auf dem zwei Bücher und Schreibmaterialien lagen. Zilia öffnete die Bücher, und fand Ovids Metamorphosen, und seine heroischen Liebesbriefe. Auf dem Papiere sah sie einige Zeilen eines angefangenen Briefes, sie las: „Mutter! meine Standhaftigkeit geht zu Ende! Verkürzen Sie die Prüfungsfrist.“ .... Zilia hielt diese Zeilen für des Prinzen Hand; der Schalk Amor hatte sie geschrieben. Sie blickte um sich, und sah an mehreren Bäumen ihren Namen eingeschnitten. Sie hörte von den herumflatternden Vögeln ihren Namen aussprechen. Alle diese Erscheinungen hielt sie für Beweise von Rosenroths Liebe für sie. „Armer Junge,“ — sprach sie seufzend —

„ich kann, ich darf deine Zärtlichkeit nicht erwiedern.“

Sie gieng weiter und kam durch beschattete Gänge in Grotten, wo die Meisterwerke griechischer Bildhauerkunst, vom Verderben gerettet, aufgestellt waren. Alle galanten Göttergeschichten waren hier in Gruppirungen dargestellt, die zu leben schienen. Venus mit Mars, mit Adonis, Jupiter mit Leda, Diana mit Endymion schienen lebend darzustellen, was die Dichter nur beschrieben haben. Erröthend schlug sie ihr noch keusches Auge nieder, und beschleunigte ihren Schritt. Erhitzt vom Gehen und von der Glut der Sonne kam sie in den Dom zurück, wo sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, im krystallhellen Wasser Kühlung zu suchen. Schon hatte sie ihre Oberkleider abgelegt, als sie ein Rauschen im Gebüsche hörte, und durch die Zweige den Prinzen kommen sah. Erschrocken warf sie ihre Oberkleider über, warf sich auf

das Ruhebett, und stellte sich an, als schlief sie. Im Schrecken bemerkte sie nicht, daß ihre Oberkleider lange kein Drittheil von den Reizen bedeckten, die sie hätten bedecken sollen.

Der Anblick Zilias überraschte den Prinzen, und schien ihn anfangs in eine Bildsäule zu verwandeln. Dann that er einige hastige Schritte vorwärts; allein er blieb wieder tief nachdenkend stehen. Endlich entfernte er sich leise auftretend wieder. Keine seiner Bewegungen entgieng der Prinzessin, die sich dieselben als Zeichen seines Kampfes mit sich selbst auslegte. Plötzlich hörte sie ein klägliches Knabengeschrey. Sie blickte auf und sah, daß der Prinz Amorn bei einem Fuße aus dem Gebüsche hervorzog, und mit einem abgebrochenen Rosenzweige jämmerlich geißelte. Zappelnd trug er ihn dem Pallaste zu, und entzog sich ihrem Auge. Zilia eilte, ihre Kleidung in Ordnung zu bringen, und diesen gefährlichen Ort zu verlassen. Auf

dem Rückwege begegnete sie dem Prinzen, und brennender Scharlach färbte ihre Wangen. Allein, da der Prinz durch kein Wort, durch keine Miene merken ließ, daß er sie dort gesehen habe, wo sie nicht hätte seyn sollen, so erholte sie sich bald von ihrer Verlegenheit wieder, und fieng an, mit anscheinender Unbefangenheit mit dem Prinzen über gleichgültige Dinge zu scherzen. Cora hatte schon aufgehört, ihrer Frau eine wichtige Person zu seyn. Sie sehnte sich nach Golkonda zurück, wo ihr geliebter Ali lebte, dessen Abwesenheit ihr niemand ersetzte. Zilia eröffnete dem Prinzen, daß, da die bestimmte Zeit ihres Aufenthaltes in Siri zu Ende gehe, sie Cora voraus zu schicken wünsche, um ihrem Vater ihre nahe Rückkehr anzukündigen. Rosenroth versprach, dafür zu sorgen, daß ihre Wünsche erfüllt würden. Dann fragte sie ferner: wenn denn der Tag kommen würde, daß es ihm erlaubt seyn werde,

ihr zu eröffnen, warum sie in Siri sei. Rosenroth antwortete, daß dieses Geheimniß ihr erst am Tage ihrer Abreise entdeckt werden dürfte. Sie faßte ihn dabei genau in's Auge, aber bemerkte nichts, das anzeigte, daß ihm die bevorstehende Trennung das Herz schwer mache. Doch da sie überzeugt war, daß er sie liebe, so urtheilte sie, daß er die dem Menschen so seltene Kraft besitze, seine Empfindungen zu meistern.

Abwechselnde Vergnügungen verkürzten Zilia nun die Zeit mehr, als ihr lieb war. Sie bat den Prinzen, ihr einige Tage Ruhe zu gönnen. Diese Zeit benutzte sie, um Amorn aufzusuchen. Sie fand ihn nirgends. Sie gieng in den Büchersaal; da war aber weder er noch sein Käfig zu sehen. Ermüdet setzte sie sich auf einen für die Bequemlichkeit der Studirenden sehr zweckmäßig eingerichteten Lehnstuhl; nahm den Catalog zur Hand, und durchblätterte ihn. Dieses Ver-

zeichniß war nicht bloß systematisch, sondern enthielt kurze und gedrängte Urtheile über den moralischen Werth der Bücher. Vielleicht liefern wir einst einen kurzen Auszug aus demselben. Bei gar manchem stand: „schön vergoldetes Gift;“ bei andern, wie bei des Apuleius goldenem Esel, der Aloysia Sigyea rc. las man: „Blumen, um den Mist roher Sinnlichkeit zu decken.“ Zilia nahm gerade diese Bücher zur Hand, um zu sehen, wie vergoldetes Gift aussehe, um sich davor zu hüten. Es waren Prachtausgaben mit schönen Kupfern geziert. Sie blätterte darin, las einzelne Stellen, welche Funken sprühten, und diese Funken zündeten. Sie besorgte bei diesen Büchern überrascht zu werden, und trug sie in ihre Gemächer, sicherte sich aber durch Vorsteckung des Mohnstengels vor jedem Ueberfalle.

Der Erfolg ist leicht zu errathen. Die Reinheit ihres Herzens war dahin. Ihre

durch wollüstige Bilder erregte Phantasie glühte; und ein wildes Feuer durchströmte ihren von Jugend und Gesundheit strotzenden Körper. Nur ein Gegenstand fehlte, und ihre Niederlage war gewiß. Sie trug verstohlener Weise die Bücher in die Bibliothek zurück. Als sie zurückgieng, sah sie eine offene Thüre, die sie nie bemerkt hatte. Sie hörte einen Fall, und gleich darauf rollte schnell ein goldener Käfig bis zu ihren Füssen. Amor stack darin. „Schöne Zilia," — sprach er leise, — „tragt mich in Eure Zimmer, und steckt den Mohnkopf vor. Ich habe Euch wichtige Dinge zu erzählen" — Sie thats, stellte den Käfig auf einen Tisch vor sich hin, und versuchte den Gefangenen zu erlösen. Allein der Käfig war mit dem Siegel Salomons verschlossen, und den kann, wie man weiß, nur der brechen, der den Siegelring besitzt. „Da seht Ihr, schöne Prinzessin!" — sprach er — „was ich um Euretwillen leide.

Seht die Striemen, die er mir schlug. So aufgebracht sah ich ihn noch nie. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß ich ja nicht strafwürdig sei, weil ich zwei Herzen, die für einander von der Natur gemacht seien, einander näher zu bringen suche. Meine Rechtfertigung erbitterte ihn noch mehr, wie das immer der Fall ist bei Leuten, die Unrecht haben. Hätte ich nicht geschwiegen, er hätte mir die Haut über die Ohren abgezogen. Er steckte mich in meinen Käfig, und hieng ihn in ein Zimmer nahe an dem seinigen. Aglaja wurde tüchtig ausgefilzt, und wieder zu meiner Gefangenwärterin bestellt. So eben kam sie zu mir, um mir Nahrung zu bringen, sie verschüttete aber den Becher, gieng einen andern zu holen, und ließ die Thüre offen. Da sah ich Euch. Ich steckte meine Arme durch die Gitter meines Käfigs, ergriff die Stange, an welcher er hieng, und hob sie aus dem Ringe. Er fiel auf

den

den Boden, und kugelnd gelangte ich zu Euch."

Zilia lachte beinahe laut über Amors sinnreiche Anstelligkeit. „Das ist Alles verschmerzt," — fuhr Amor fort — „Ich habe Euch wichtigere Dinge zu erzählen. Ich habe den Schlüssel zum Räthsel gefunden. Er hat Euch doch nicht gesagt, warum, und zu welcher Absicht Ihr entführt worden seid? Aber ich weiß es doch. Hört also! Der Prinz ist etwas locker gewesen, und flatterte von der Schönen zur Schöneren. Keine konnte ihn festhalten. Seine Mutter kam daher auf den Einfall, ihm Blei an die Füsse zu hängen, das ist, ihn zu verheirathen. Sie schlug ihm des Osymandrias Tochter vor. Diese Heirath würde ihn zum Erben des Reichthums und der Geheimnisse des Alten, und beinahe zum Herrn aller Elemente machen. Urania stand ihm an. Er warb um ihre Hand; allein der Alte sagte:

er wünsche einen Schwiegersohn, der nicht jeder Schürze die Cour mache, und der nicht jeder Versuchung unterliege, sondern hinreichende Stärke des Geistes habe, um seine Leidenschaften im Zaume zu halten. Es wurde beschlossen, Rosenroth solle sich einer Prüfung unterwerfen. Er solle mit dem schönsten und liebenswürdigsten Weibe, die man finden könne, einige Wochen lange allein seyn. Könnte er der Versuchung widerstehen, nach dieser schönen Frucht seine lüsterne Hand auszustrecken; so sollte er dafür mit Uraniens Hand belohnt werden. Die Wahl fiel nun auf Euch, schöne Zilia! Bis jetzt hat er sich Eurer meisterhaft erwehrt, und seine Mama ist darüber fast närrisch vor Freude. Da nur noch wenige Tage übrig sind; so werden die glänzendsten Anstalten zur Hochzeit gemacht. Sie wird hier gefeiert. Der Tag vor Eurer Abreise ist dazu bestimmt. Ihr werdet unter den Gästen

seyn, und den Triumph der Weisheit über die Sinnlichkeit verherrlichen helfen. Warum zieht Ihr denn die Stirne so in Falten? Ist es Euch nicht recht, daß ich Euch den Schlüssel zu dem Räthsel gab?" — „O ja! Ich danke dir dafür. Ist sie schön diese Urania?" — „So, so! Saht Ihr nicht ihr Bildniß? Es hängt in dem Zimmer, wo Ihr den Prinzen zuerst sahet." — „Eine schlanke Figur mit blauen Augen, blonden Haaren, die in die Wolken nach einem Genius schaut, der ihr winkt. Flora sagte mir, es sei ein allegorisches Bild der Philosophie." — „Eben diese." — „Sie ist wirklich sehr schön" — „Doch nicht schöner als Ihr. Ihre blauen Augen sind nicht ohne Feuer, aber die Eurigen sind Sonnen; ihr Mund ist klein und gut gebildet, aber hat er die bezaubernde Grazie des Eurigen, wenn er lächelt? Ihre Hände und Füsse sind gut gebaut, aber die Eurigen sind wie gedrechselt. Ihre Haut ist sehr weiß, aber ohne Leben; die Eu-

rige ist das reizendste Gemenge der Rose, und der Lilie. Ich begreife nicht, wie der Prinz eine solche Figur Eurer himmlischen Gestalt vorziehen kann." — „Es ist gut, daß es so kommt. Es würde ihm nicht frommen, wenn es anders wäre; denn ich... Zwar, wenn ich es früher gewußt hätte, so hätte ich mir den Spaß gemacht, ihm den Sieg ein wenig zu erschweren." — „Da ist noch nichts versäumt; das könnt Ihr noch. Durch seinen langen Kampf ist seine Weisheit so schwach geworden, daß Ihr sie umblasen könnt, wenn Ihr wollt. Macht Euch diesen Spaß; Ihr wagt ja nichts dabei. Ach! wäre ich an Eurer Stelle, die Heirath käme nie zu Stande! Denkt Euch nur die erbärmliche Rolle, die Ihr beim Hochzeitsfeste spielen werdet. Da wird Eure Schönheit zur Folie der himmlischen Reize der stolzen Urania dienen. Da wird...." — „Ich bleibe nicht zur Hochzeit." — „Das steht nicht in Eurer Wahl. Der Ehrgeiz fesselt ihn an

Urania. Sein Herz hätte ihn schon längst zu Euren Füssen geführt. Ihr waret immer gegen ihn so zurückhaltend, schienet so unzertrennlich an Eurem Zerotin zu hängen, daß er es nicht wagte, seine Braut aufs Spiel zu setzen, da er keine Hofnung hatte, Euch zu gewinnen. Geht ihm nur ein wenig entgegen. Gebt ihm Hofnung, und er geht in die Falle. Zerotin ist ein schöner Mann; aber Ihr könnt nicht in Abrede stellen, daß Rosenroth ein Ideal männlicher Schönheit ist. Ihr braucht also eben nicht gegen Eckel und Widerwillen zu kämpfen, wenn Ihr ihm einige Gunstbezeugungen erlaubt." — „Ich? Nein, nein! Ich bleibe meinem Zerotin getreu." — „Eine Untreue, von der er nichts erfahren kann, würde ihn nicht kränken. Ihr seid ihm doch nicht mehr Treue schuldig, als er euch hält? Es hat der Prinzessin Rezia sehr wohl gelungen, ihn über Eure Abwesenheit zu trösten." — „Schweig! Du lügst: es ist nicht möglich!" — „Traut mir nicht; aber es

steht nur bei Euch, Euch durch Eure Sinne von der Wahrheit zu überzeugen. In einem Zimmer, neben dem, wo mein Käfig hieng, ist der Spiegel der Wahrheit aufgestellt. Ein Medusenkopf bedeckt den Eingang. Greift dieser Medusa in den Rachen, und zieht ihr die Zunge heraus, so öffnet sich die Thüre. Der Spiegel, den Ihr an der Wand sehen werdet, ist der Spiegel der Wahrheit. Er ist mit einem Schleier bedeckt. Damit er sich hebe; so ergreift die goldene Quaste, die rechter Hand am Ruhebette hängt, äussert Euren Wunsch, und Ihr sehet, was Ihr zu sehen verlangt." — „Und wenn mich der Prinz überrascht!" — „Itzt ist er im Planetarium, wo er die Hände voll zu thun hat. — Aber gesetzt, er käme dazu — kann er Euch verargen, daß Ihr die Wahrheit zu sehen wünscht? Ueber mich wird er zwar wieder die Schaale seines Zornes ausgießen; denn ihm kann nicht verborgen bleiben, daß ich Euch seine Geheimnisse verrieth; aber um Euch glücklich

zu machen, Euch den Triumph über Uranien zuzusichern, lasse ich mir die ärgste Behandlung gefallen."

Muthvoll gelangte Zilia in das Spiegel-Zimmer. Allein das Schloß war so eingerichtet, daß es nicht geöffnet werden konnte, ohne daß es der Prinz augenblicklich merkte. Er flog dahin, und fand die Prinzessin. Sie ließ keine Verlegenheit merken, und fragte den Prinzen lächelnd, ob ihr nicht wohl auch gestattet sei, in den Spiegel der Wahrheit zu schauen. „Verhindern kann ich es nicht" — antwortete er — „wenn Ihr darauf besteht; aber warnen kann der Freund." — „So! Ist denn die Wahrheit ein so gefährliches und verderbliches Ding?" — „Das ist sie nicht! Aber gar manche Menschen wären glücklicher, wenn sie ihre Neugierde nicht befriedigt hätten. Schöne Zilia! traut dem kleinen Bösewichte nicht, der Eure Neugierde reizte. Er ist nicht der Sohn der himmlischen Venus. Er ist der Bankert der Eitelkeit und des Eigennutzes. Leider! unsterblich wie jener; aber ihm ganz unähnlich." — „Ich weiß, daß Ihr ihm abhold seid. Es mag seyn, daß er

manchmal täuscht, aber immer lügt er nicht. Kommt! setzt Euch zu mir. Blickt mir in's Auge. Ist Alles, Alles unwahr, was er mir sagte?" — Der Prinz schwieg, schlug die Augen nieder, und führte die schöne Hand, die sich auf die seinige gelegt hatte, zu seinem Munde. Sie ließ es geschehen; die andere streckte sie nach der Goldquaste aus. — Der Prinz hielt ihren Arm zurück, und warf sich vor ihr auf die Kniee. Sie rang mit ihm, und bei diesem Ringen verschoben sich ihre Oberkleider. Sie achtete nicht darauf, sondern suchte nur ihren Arm los zu winden. Es gelang ihr, während der Prinz von Liebe überwältigt, mit den Lippen Rosen pflückte. Sie zog die fatale Schnur, sie sah .....

Weiter geht das Manuscript nicht, das der Redacteur aus der Pehlwi Sprache, der geheiligten Sprache der Guebern übersetzte. Schade daß er gerade bei der interessantesten Stelle abbricht. Aus einer andern Chronik ist aber erhoben, daß Rosenroth die schöne Urania nicht heirathete, und ohne Succession zu hinterlassen ins Empyräum aufgenommen worden ist.

# II.

# Theresina Santini.

(Aus den Papieren des Freiherrn v. H*.)

Du wünschest die geheime Geschichte der schönen Theresina zu erfahren, die 6 Monate lang die Herzen aller Wiener in Flammen setzte, das ganze Publicum durch ihre Schönheit, und die Zierlichkeit ihres Tanzes entzückte, und dann plötzlich verschwand, ohne daß man erfuhr, was aus ihr geworden ist? Du glaubst, ich hätte dabei keine unwichtige Rolle gespielt, und könnte Dir darüber Aufschluß geben. — Du irrest nicht. Eine allmächtige Hand verschloß mir den Mund. Diese ist nicht mehr, und ich darf nun reden.

Theresina trat zuerst auf dem Theater zu Mailand auf, und machte Furore. Sie kam nach Wien, wo sie alle unsere jungen Köpfe schwindelnd machte, und die Alten wurden eben so närrisch als die jungen.

Ich kam kurze Zeit nach ihrer Erscheinung von Paris zurück, sah sie, bewunderte sie, und fragte, wer der Sterbliche sei, dem sie das Glück gönne, sich für sie zu Grunde zu richten. Niemand, antwortete mir der Graf v. Bogen (Du weißt wen ich meine. Noch leben zu viele Menschen der damaligen Zeit, als daß man jeden bei seinem Namen nennen könnte.) Niemand, ich allein habe Zutritt bei ihr und bin darum im Wesentlichen nicht glücklicher als alle übrigen. Komm morgen früh zu mir. Der Fürst v. Ceder und ich, und mehrere Andere haben einen Plan gegen sie geschmiedet; uns mangelt nichts als Jemand, der ihn ausführe, und dieser Jemand könntest Du seyn.

Ich fand mich ein. Der Fürst kam und mit ihm ein halbes Dutzend unserer reichen Pflastertreter. Der Graf stellte mich ihnen vor, als den Einzigen, dem er es zutraue, den Marquis de Mascarille bey dieser Pré-

cieuse mit glücklichem Erfolge zu spielen. „Gut, ihr Herren!" — erwiederte ich — „aber ehe ich mich zum Werkzeuge Eurer strafenden Gerechtigkeit gebrauchen lasse, so sagt mir, was Theresina verbrochen hat." — Jeder erzählte mir seine traurige Geschichte und klagte über ihren Stolz, versicherte mich, daß sie nicht trotzender seyn könnte, wenn sie das wirklich wäre, was sie auf dem Theater vorstelle; dabei sei sie, wie alle Italienerinnen, von der unersättlichsten Habsucht, und dem filzigsten Geize beseelt, sie nehme mit beiden Händen, halte sich aber dafür zu keiner Erkenntlichkeit verpflichtet, und betrachte die Geschenke als Opfer, die man ihrer Schönheit zolle. Stellen Sie Sich vor Baron! — sagte der Fürst v. Ceder — ich schickte ihr ein paar Ringe und Ohrengehänge, die über sechs tausend Gulden werth sind, und gieng nach Tische hin. Sie empfieng mich mit vieler Achtung, aber die Cara

Mama gieng uns nicht vom Halse. Ich ließ mich durch ihre Anwesenheit nicht schrecken, machte sehr honette Propositionen, und erlaubte mir einige Gesticulationen, die ankündigten, wie ich es meine. Die kleine Hexe wies mich mit einem Blicke zurück, der mich aus der Fassung brachte. Sie gieng ins Nebenzimmer, und wenige Minuten darauf erschien die Cara Mama, legte meine Präsente auf den Tisch, und sagte mir, ihre Tochter sei um keinen Preis feil. Was ich geschenkt habe, erwiederte ich mit Indignation, nehme ich nicht zurück, und gieng. Da habe ich mir also um 6000 fl. einen Korb gekauft. Was glaubt wohl die Närrin? Etwa gar, daß ich sie heirathen solle?

Ich will des Teufels seyn, versetzte Graf Parez, ob sie ihr Näschen nicht noch höher trägt, und ob sie es mit ihrer geheuchelten Tugend nicht darauf angelegt hat, die Eroberung des Kronprinzen oder gar des Kaisers

zu machen. Heucheley! — sagte ich. — Weiß man nicht, daß ihr Stolz für Andere herablassender ist? Meinst Du etwa gar, versetzte Graf Lilienkron, daß sie eine Jungfrauschaft zu verkaufen habe? Dafür giebt sie sich selbst nicht aus. Sie hat in Mailand mit dem Tänzer Cerutti gelebt. Der Gouverneur von Mailand hat sie unterhalten, oder vielmehr sie ihn. Sie ist feil, aber zu theuer, und darum wollen wir ihr einen Possen spielen, damit sie wohlfeiler werde. Wir wollen bezahlen, aber nicht so viel, als sie verlangt.

Wir wollen ihr die Antipathie gegen fürstliche Personen vertreiben, fügte der Fürst v. Ceder hinzu. Wenn sie das Wort Fürst nur nennen höre, sagte sie jüngst zu ihrer Landsmännin Rota, so kehre sich alles in ihr um. — Gut! — versetzte ich — wie lautet der Plan, den ich ausführen soll?

Der Graf v. Bogen nahm das Wort. Der berühmte Fürst Gargarin ist, wie Du aus den Zeitungen wissen wirst, auf einer Reise durch Europa. Auch hier wird er erwartet. Sein Ruhm, seine Tapferkeit, sein ungeheurer Reichthum sind Theresinen bekannt, und sie äusserte mehrmalen den Wunsch, ihn persönlich zu kennen. Dieser Fürst Gargarin sollst Du seyn, und wir statten Dich mit Allem aus, was nothwendig ist, um deine Rolle gut zu spielen.

Deine Gewandtheit ist uns Bürge dafür. Sie beißt an. Du versprichst goldene Berge, bietest Gold und Diamanten, und bezahlst mit Blei und Kieselsteinen, bis Du erhältst, was ein Weib gewähren kann. Schläft sie in Deinen Armen, so verschwindet der Fürst und das Fürstenthum, und nur die falsche Münze, die ihr in Händen bleibet, erinnert sie daran, daß es mehr als ein Traum war.

Ein sonderbarer Plan — versetzte ich — der nicht viel Ehre bringt. Doch um ihren Stolz zu demüthigen, und des Preises wegen, der darauf steht, will ich in Euer Begehren willigen. Nur meine Schauspieler-Kleidung hergeschafft. Je früher die Comödie angeht, desto besser. Meine Schuld soll es nicht seyn, wenn diese Posse mißlingt. Graf P... eilte nun, um Alles, was er vorbereitet hatte, zu mustern. Er soll seine Rechnung nicht dabei finden, sagte Lilienkron, mit sarkastischer Miene. Er wähnt, daß wenn Du das Eis gebrochen haben wirst, so werde er allein die Früchte deines Sieges erndten, weil er der erste bei der Hand seyn wird. Allein er rechnet ohne Wirth. Wir sind bei der Hand, sobald Du sie verläßt, und erwarten Dich bei Galler, der gegenüber wohnt. Wir wecken sie dann aus ihren Hochmuths-Träumen; spielen Schindluder mit ihr, und... Halt! halt rief ich, da rech-

nest Du ohne Wirth, wenn Du glaubst, daß ich mich zu so etwas brauchen lasse. — „Wodurch hat sie es verdient, daß ihr sie wie eine Gassenhure behandelt? Sie hat euren Stolz, eure Eitelkeit gekränkt; dafür verdient sie geneckt zu werden. Sie ist eine Heuchlerin; zieht ihr die Larve ab; aber so weit muß man den Scherz nicht treiben, daß ein feindenkender Mann darüber zu erröthen habe, die Hand im Spiele gehabt zu haben. Sie sei auch noch so schlimm, so ist sie ein sehr schönes Weib, und mit Rosen muß man sich nicht die Schuhe putzen.“ — „Pah!“ — rief Lilienkron. „Glaube nicht, daß Du uns unentbehrlich bist. — Zu dieser Rolle findet sich sehr leicht ein Schauspieler.“ — „Gut! sucht einen Andern“ — erwiederte ich — „ich werde als redlicher Mann sie vor der Gefahr zu warnen wissen.“

Dieser Entschluß kam Allen unerwartet. Sie sahen sich in ihrer eigenen Schlinge gefan-

gen, und mußten nachgeben. Ich forderte ihr Ehrenwort, daß sie keine Auftritte veranlassen würden, welche die Delicatesse beleidigen. Dagegen forderten sie das Meinige, daß ich die Comödie bis zur verabredeten Entwickelung fortspielen, und ihnen von allem genaue Nachricht geben wolle. Bogen wurde zum Commissär ernannt, um mir auf die Finger zu sehen, damit ich nicht falsch spiele.

Theresina wohnte in einer Abtheilung des ersten Stockes des Bandinischen Hauses. Im zweiten wohnte der Eigenthümer, der auf seinen Gütern lebte, und selten in die Stadt kam. Der Baron Bandini hatte den Verschworenen seine Wohnung zur Disposition überlassen. Die Zimmerwärterin war gewonnen, und in die Geheimnisse der Verschworenen, so ferne es nöthig war, eingeweiht. Sie wurde beauftragt, den Mägden der Theresina zu erzählen, daß ihr Herr dem berühmten Fürsten Gargarin

seine Wohnung zum Absteigquartiere überlassen habe, und daß er stündlich erwartet werde. Theresina erfuhr es von ihren Mägden, und sagte scherzend zum Grafen: sie sorge, sie werde wieder mit einer Liebeserklärung heimgesucht, und einen Korb auszutheilen gezwungen werden. Graf Bogen theilte es seinen Freunden mit. Der Stolz dieser Rede fachte die Wuth der Verschworenen noch mehr an. Man schrie Zetter über sie. Doch fieng ich an zu ahnen, daß meine Rolle nicht leicht zu spielen seyn würde. Auch meine Mitverschworenen gaben es zu, und billigten, daß ich nicht rasch zu Werke gehe.

Es war Winter; Theresina zu Hause; der Graf bei ihr. Da fuhren zwei sechsspännige Kutschen vor das Haus; und vom Scheine der Fackeln war die Strasse erhellt. Im rothen Pelze mit Gold beschlagen, mit blauem Fuchs gefüttert, mit vielen Ordenssternen an der Brust stieg ich aus dem Wa-

gen, die Treppe hinauf. Vor Theresinens Wohnung war, wie verabredet wurde, die Zimmerwärterin, und plauderte mit Theresinens Mägden. Ich gieng zwischen ihnen durch, gerade auf die Zimmerthüre zu. Eine reine Silberstimme von einem Clavier begleitet, kündigte mir an, daß ich auf dem rechten Wege sei. Mit der sammtenen Reise-Mütze auf dem Kopfe trat ich ein.

Alles sprang auf. Ich richtete meine Augen auf den Grafen, und eilte mit offenen Armen auf ihn zu.

Lieber Bogen, sprach ich, zweifelst du noch, daß ich ein erklärter Liebling des Schicksals bin? Ich komme an, und wer mir zuerst begegnet ist ein alter Freund.

Monseigneur! — erwiederte der Graf — (wir sprachen französisch, denn Theresina verstund kein Deutsch.) Ich werde mir es angelegen seyn lassen, diesen Namen zu verdienen. —

Welchem Zufalle verdanke ich das Glück, sie und diese Damen bei mir zu sehen? —

Dem Zufalle, daß Sie irre gegangen sind. Ihre Wohnung ist im zweiten Stocke. —

Ach, wir sind wohl gar Nachbarn, und diese Damen gehören zu Ihrer Familie? —

Auch nicht! — Hier wohnt unsere angebetete Theresine, die uns seit drei Monaten die Köpfe schwindelnd macht, und wenn sie so fortfährt, wie sie angefangen hat, uns alle zu Candidaten des Tollhauses machen wird. Hier ist ihre Mutter Madame Santini. — Santini? sagte ich, indem ich mich zur Mutter wendete. — Als ich durch Mailand reiste, sah ich eine Santini, einen Zögling Terpsichorens, die auch, wie man mir sagte, sehr argen Spuck in der Männer Herzen trieb, und sogar den ehrwürdigen General-Gouverneur nicht verschonte. —

Wir sind erst seit drei Monaten von Mailand hieher gekommen, antwortete die Mutter. —

Dann ist das Glück, Ihr Nachbar zu seyn, wohl nicht ohne Gefahr! — Doch ein Soldat darf sie nicht scheuen, und ich bitte Sie Madam, mir zu erlauben, Nachbars Rechte zu gebrauchen. Bedarf ich auch Ihre Erlaubniß? lieber Graf!

Der Herr Graf, — fiel Madame Santini ein, — erweiset uns manchmal die Ehre, uns als Freund zu besuchen. Meine Tochter hat kein Engagement . . . . und wünscht auch keines, fügte sie hinzu.

Theresina hatte noch kein Wort gesprochen, aber nun öffnete sich ihr Mund. Wir würden zu viel vom Neide zu leiden haben, sprach sie, ohne aufzublicken, wenn wir einen Herrn von Ihrem Stande, oft bei uns sähen. —

Oft? Darf ich dieses Wort zu meinem Vortheile auslegen, schöne Theresina? Ich würde die Grenzen der Bescheidenheit nicht überschreiten. Lockt mich dann und wann ihre Silberstimme, so werden Sie mir

doch gönnen an der Thüre des Paradieses zu horchen, wenn ich auch nicht eingelassen werden sollte. Sie verbeugte sich und schwieg.

Während des Gespräches hatten meine Augen die Wohnung und die Bewohnerinnen recognoscirt. Die Cara Mama war den gewöhnlichen gar nicht ähnlich, welche in Figur und Putz von weitem ihren Beruf ankündigen. Sie war eine Frau von vierzig Jahren, und, obschon durch Krankheit früh welk, trug sie dennoch auf einer sanften, gefälligen Physiognomie Spuren von vormaliger Schönheit. Sie war reinlich, aber sehr einfach gekleidet, und ihr Ton verrieth eine Bildung, die man bei gewöhnlichen Care Mame nicht findet.

Ich hatte Theresinen schon öfters auf dem Theater gesehen, und ihre Gestalt bewundert; da zog ich aber auf Rechnung des Scheines der Lichter, des Putzes und der Täuschungen der Kunst viele Prozente

ab. Ich irrte. Ich fand sie im prunklosen Hauskleide noch schöner, als auf der Bühne. Ihre Reize waren so sorgsam verhüllt, wie die einer Nonne, aber ihre Kleidung paßte so gut, daß dem wonnetrunkenen Auge die reizenden Umrisse ihres schönen Körpers nicht entgiengen. Ihre Füsse, ihre Arme waren von den Grazien gedrechselt, aber die Arme bedeckte bis an die Knöchel ein langer Ermel, und von ihrem Fuße sah man nur die Spitzen. „Heuchlerin, dachte ich, du hast deine Freude dabei die Thoren, die sich in dich verlieben, bei kleinem Feuer zu braten. Möchte es mir doch gelingen, dich für deine Grausamkeit zu strafen.“

Die Mütter und Tanten der italienischen Tänzerinnen und Sängerinnen sind um nichts besser, als die Mägde. Die Töchter, Nichten, von deren Gnade sie leben, sind Frauen, und führen das Wort, und diese

Worte sind eben nicht ehrerbietig, und dem vierten Gebote gemäß. So war es aber nicht bei Theresinen. Die Mutter sprach, die Tochter schwieg, und ich bemerkte, wie sehr ich mich dadurch empfahl, daß ich zuerst die Rede an die Mutter richtete. Dennoch war es nicht Klugheit, was mich dazu bewog. Was ich ihr Verbindliches sagen wollte, konnte ich nicht geradezu an sie richten. Auch die Einrichtung der Zimmer entgieng meinem kritischen Auge nicht. Alles war prunklos, aber doch alles so reinlich, wie ich es in keiner französischen und italienischen Haushaltung selbst in den größten Häusern nie angetroffen hatte. Durch die offene Thüre des Nebenzimmers sah ich zwei Betten neben einander, woraus ich schloß, daß die Mutter und die Tochter nebeneinander schliefen! Ach! dachte ich seufzend, — wenn je für dich die Schäferstunde schlägt, — in diesem Zimmer schlägt sie nicht.

Meine Tochter, sprach Madame Santini, singt nur dann, auf dem Theater, wenn sie muß. Man giebt eine Opera, Ballet (Artemira). Keine von unseren Sängerinnen tanzt, also muß wohl die Tänzerin singen. Sie rechnet aber auf die Nachsicht des Publicums. —

Deren bedarf sie, erwiederte ich, in der That nicht, nach dem wenigen zu urtheilen, was ich gehört habe. — Ich sorge die Arie werde keine große Wirkung machen. Baldis Stimme hat keine tiefen Chorden.

Wohl, daß sie mich daran erinnern, fiel der Graf ein. Monseigneur, Du mußt mit Theresinen singen. Allons, Theresina! Lieber, lieber Fürst! ans Clavier. —

Meine Virtuosität steht Ihnen, lieber Graf, und diesen Damen zu Diensten, erwiederte ich.

Versuchen Sie, was Sie bei diesen Damen vermögen. —

Ich erwarte Ihre Befehle, — sagte Theresina.

Ich bat um die Erlaubniß meinen Reisepelz abzulegen. Ein mit Gold ganz beschlagener Jäger, nahm mir denselben ab. Ich befahl ihm, binnen einer Stunde Pferde vorspannen zu lassen. Ich führte Theresinen ans Clavier, und zog ein halbes Dutzend prächtiger Ringe von den Fingern. Dieses war eine Falle; aber sie bissen nicht an das Köder. Weder Theresina noch ihre Mutter würdigten sie eines Blickes.

Ich kannte die Musik, die ich spielen sollte, sehr gut; aber Theresina glaubte, ich hätte sie nicht gesehen. Ich spielte die Ritournelle mit vieler Fertigkeit, und bemerkte, daß Theresina verwundernd auf ihre Mutter blickte. Die Singstimme fiel ein. Die gute Theresina distonirte, und traf aller ihrer Bemühungen ungeachtet, den

Ton nicht. Ich hielt inne. Sie war wie mit Blut übergossen.

Monseigneur! — sprach sie — Sie sind Schuld, daß ich aus dem Tone kam. Ich glaubte vor einem Dilettanten zu singen, und sehe, daß ich einen Meister vor mir habe. Werden Sie die Geduld haben, mit mir zu wiederholen? Wir wiederholten. Ich half ihr in den ersten Takten ein. Sie bekam Muth, und es gieng nach Wunsch.

Ich sehe, — sagte ich, — daß alle Musen ihre Gaben an Sie verschwendet haben.

Wir giengen auf die zweite Abtheilung über. Artemiras Vater will ihren Liebhaber tödten. Sie bittet um sein Leben im Accente der höchsten Verzweiflung. Die Donnerstimme des Vaters verweigert ihre Bitte. Die tiefesten Chorden des Baßes contrastiren mit den hohen Tönen des innigsten Schmerzes der Bittenden. Du kennst meine Stimme. Dieses Duett schien für dieselbe geschrieben.

Theresina wartete mein Lob nicht ab, und ihre schönen Hände klatschten mir aus ganzem Herzen Beifall zu. –

Mutter! Mutter! — rief sie — Bewundere die Launen der Natur! da verschwendet sie an einem Fürsten, was eines Künstlers Glück machen würde. Klagen Sie nicht über die Launen der Natur, erwiederte ich — Sie würden sich eines großen Undanks schuldig machen. Wie manches Weib wäre glücklich mit einem Theile der Reize, die sie an Theresinen verschwendet hat!

Sie strafen die Unbesonnenheit meiner Tochter auf eine sehr großmüthige Weise, — versetzte die Mutter.

Theresina erröthete.

Wenn meine Rede Sie beleidigt hat, Monseigneur! — sprach sie — so bitte ich Sie um Vergebung; es war gewiß nicht meine Absicht. Aber sag' selbst, liebe Mutter! Was

nützt es dem Fürsten, daß er wie ein Künstler spielt und singt? —

Rechnen Sie Ihren Beifall für Nichts. Theresina? Für mich ist er sehr viel.

Wenn dieß wirklich so ist, woran ich nicht zweifle, — unterbrach uns der Graf, — so singen Sie Theresina doch die prächtige Baß-Aria, non teme la morte etc. aus Alcide al bivio.

Allein ich glaubte, daß wir genug für die erste Sitzung geleistet hatten. Die Verschworenen erwarteten mich ungeduldig, um vom Erfolg unserer List Nachricht zu erhalten. Es thut mir leid! — sagte ich, — daß ich abbrechen, und mich trennen muß. Ich muß noch heute zu unserem Gesandten, und also eine Toilette machen. Aber wenn ich zurückkomme, so stehet meine virtu Ihnen zu Diensten, und ich will Ihnen vorsingen, bis sie mich zur Thüre hinausjagen.

Ich will etwas sehr kluges vorschlagen, — versetzte der Graf. — Ich soupire hier: Soupire mit uns. — Sie scheinen es darauf angelegt zu haben, lieber Graf! — sagte ich — mir den Tag meiner Ankunft zum angenehmsten meines Aufenthaltes zu machen. Was sagen Sie, Madame, zum Vorschlage meines Freundes?

Daß ich ihm zuvorgekommen wäre, wenn Ehrerbietung mich nicht zurückgehalten hätte, — erwiederte sie.

Ich gieng, kleidete mich um, und warf mich in den größten Staat. Ich behieng mich mit Diamanten und Ordensbändern. Die Fackeln meiner Läufer illuminirten die Strassen; das Stampfen muthiger mit Fiocchi behangener Rosse schlug Feuer aus dem Pflaster, und von Bedienten umringt, stieg ich langsam in den goldenen Wagen. Es war verlorne Mühe! Kein weiblicher Kopf zeigte sich an

den

den Fenstern, und mein Staat blendete nur die beiden Hausmägde.

Die Verschworenen hatten mich mit Ungeduld erwartet. Sie waren Alle, ausser Graf Bogen, beim Fürsten von Ceder versammelt, und als ich in meinem Theater-Staate eintrat, so wurde ich mit einem lauten Gelächter bewillkommt. Allein die Neugierde des Erfolgs hemmte bald die lachende Laune. Ich stattete gewissenhaft Bericht ab, und suchte ihnen zu beweisen, daß sie sich an Theresinen geirrt hätten. Sie sei, was sie scheine. Ich sei bereit darauf zu wetten, daß sie durch Liebe zu gewinnen, aber um keinen Preis zu kaufen sei.

Ein lautes Gelächter hallte mir von allen Seiten entgegen. Liebe war es also, — sprach der Fürst von Ceder, die sie in die Arme des sechzigjährigen Gouverneurs von Mayland führte? Durch ihre Delicatesse und Zärtlichkeit brachte sie es dahin, daß er sie

verhaften, und durch die Polizei aus dem Lande schaffen ließ. Dieß sind Thatsachen, die uns des Gouverneurs Schwähersohn, der Graf von Pahlen, entdeckte, doch mit der Verwahrung, daß wir seiner Gemahlin nie merken lassen, daß er dieses Geheimniß verrieth.

Und warum, fragte ich, ließ sie denn der Gouverneur verhaften?

Die gute Theresina hatte sich in sein Herz eingeschlichen, — antwortete der Fürst — und obschon er freigebig wie ein Kaiser ist, genügten ihr doch seine Geschenke nicht. Kaum glaubte sie ihren Anker auf festen Grund geworfen zu haben, als sie wähnte, Generalgouvernante zu seyn, theilte sie Protectionen aus, nahm mit beiden Händen, und trieb es so arg, daß er sie entfernen mußte.

Wie kommt es aber, — erwiederte ich — daß die Gräfin sie liebt, und ehrt wie ihre

Schwester? Und daß sie ihr bei jeder Gelegenheit öffentlich Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Achtung giebt?

Wer erklärt sich die Launen der Weiber? — versetzte der Fürst. — Hat die Meinige nicht auch den Narren an ihr gefressen? So oft sie spielt, holt sie meine Frau in ihrem Wagen ab, und führt sie nach Hause. Ihre Kammerjungfern müssen die schöne Theresina aus- und ankleiden, und haben mit ihr mehr zu thun, als mit meiner eigenen Frau. So wird sie morgen als Diana für eine halbe Million Diamanten an sich hängen haben. Den Mond hat ihr meine Frau von ihren schönsten Diamanten eigens fassen lassen.

Vorhin, sprach ich, hätte ich darauf geschworen, daß Ihr Euch irrt; aber jetzt wette ich zehn an Eins, daß Ihr unrecht habt. Uns Männer kann eine Sirene leicht täuschen, besonders, wenn uns Liebe oder

Sinnlichkeit blenden; aber die Weiber haben Luchsaugen um die Fehler einer Anderen zu entdecken, die schöner ist.

Und gesetzt, Sie hätten Recht! — sagte der Fürst v. Ceder, — was haben wir gewonnen? Sie werden uns ja nicht zumuthen, daß wir unser halbes Leben zu den Füssen einer Tänzerin verseufzen, gegen Riesen und Drachen zu Felde ziehen, um den Sold der Mine zu erkämpfen? — Mädchen dieser Art sind offene Plätze, welche vertheidigen zu wollen sträfliche Vermessenheit ist, wenn eine Armee mit goldener Artillerie davor rückt. Sie büße dafür nach Amors Kriegsgesetzen. Parbleu! Siehst Du denn nicht lieber N. N. welche Blöße wir dem Lächerlichen gäben, und wie unsere Weiber über uns lachen würden, wenn sie erführen, daß wir die ganze Schule der Astrea durchmachen, um zum Besitze der unehelichen Wittwe eines Kapriolenschneiders zu gelangen?

Wohl, aber ist das, was wir thun, nicht beinahe mehr? — sprach Lilienkron. Würden sie nicht auch lachen, wenn sie unsere Verschwörung gegen die Tugend dieser Wittwe, und unsere ungeheuren Zurüstungen gegen dieselbe erführen? Glaubt mir, ahmt den Londner Agioteurs nach; verschreit die Waare, so wird sie wohlfeil. Es ist nichts leichter, als ein wohl zusammenhängendes Mährchen zu erfinden; es bis zum höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit auszustaffiren....

Das wissen wir schon lange, antwortete der Fürst — aber der liebe blasse Neid läßt die Verläumdung nicht aufblühen. Keiner gönnt dem Andern sein Glück; rühmt sich einer, daß er es genossen habe, so geben sich die Uebrigen so viele Mühe die Wahrheit zu erforschen, daß man bald überzeugt ist, daß der angeblich begünstigte ein Windbeutel ist. — A propos! kommt nicht heute Löwenburg

aus dem Arreste, und muß morgen zum Regimente?

Da ich diese Geschichte noch nicht umständlich wußte; so bat ich um Mittheilung derselben. Nun so höre, erwiederte der Fürst. Du wirst gehört haben, daß die Tugend unserer Theaternymphen durch schnauzbärtige Grenadiere bewacht werde, die vor jedem Ankleide-Zimmer stehen. Die ganze Stadt lacht darüber. — Diese strengen Keuschheitsanstalten hat Theresina veranlaßt. —

Es war immer verboten in die Corridore hinter dem Theater, wo die Ankleide-Zimmer sind, zu gehen; die Theaterdiener hatten eine Art von Wache; aber ein Ducate war ein Hauptschlüssel, der alle Thüren öffnete, und unsere Theaterdamen hatten ihren, oder auch ihre Liebhaber bei ihrer Toilette. Mehrere von uns versuchten bei Theresinen dasselbe Glück, wurden aber mit so vielem Ernste abgewiesen, daß sie ihre Bemü-

hungen aufgaben. Diese Spródigkeit schreckte aber den spanischen Bothschafter nicht ab; er drang in ihr Ankleide-Zimmer, setzte sich auf das Canape, und lud Theresinen ein, ihre Toilette fortzusetzen, ohne sich seinetwegen zu geniren; er habe ihr Propositionen zu machen, die eine Prinzessin nicht ausschlagen würde. Allein Theresina behandelte ihn, wie die Uebrigen. Daran kehrte er sich aber nicht, und setzte einen Stuhl vor die Thüre. Du bist ein kleiner Starrkopf, sprach er; ich will dir zeigen, daß mein Kopf härter ist, als der deinige, und somit fieng er an seine goldenen Berge auszukramen. Theresina war nur halb angekleidet, warf einen Mantel um sich, und schwieg.

Indessen hatte das Ballet angefangen. Der Balletmeister sucht Theresinen, klopft an ihr Ankleide-Zimmer, kann nicht hinein; er läuft zum Intendanten. Er kömmt und ruft — Theresine antwortet, sie könne nicht

hinaus. Er nimmt Leute zu Hülfe. Man stößt die Thüre ein, und befreiet die Gefangene. Allein indessen ist das Ballet ins Stecken gerathen. Man mußte den Vorhang fallen lassen, und da Capo anfangen. — Dieser Auftritt erregte Aufsehen, und um ähnlichen Zufällen vorzubeugen, wurde ein Grenadier als Leib- und Ehrenwache vor Theresinens Zimmer mit der Consigne gestellt, bei hundert Prügel Strafe keinen Mann einzulassen.

Löwenburg kommt auf Urlaub, sieht Theresinen, und wird sterblich verliebt; aber findet keine Gelegenheit ihr seine Leiden zu klagen. Sie bemerkte seine Manoeuvres, und wich ihm aus. Dadurch goß sie Oel in seinen Brand. Er schleicht sich in den Corridor. Der Grenadier vertritt ihm den Weg, ist unbestechlich. Er wendete sich an den Corporal der Wache; dieser ist ein pfiffiger Wicht, und schlägt ihm vor, sich als Weib

zu verkleiden. Erkennt Sie die Schildwache, sprach er; so drücken Sie ihr einen Ducaten aufs Auge. Gesagt, gethan! Löwenburg dringt ins Zimmer, giebt sich zu erkennen. Die Jungfer meiner Frau war bei ihr, und vertrat ihm den Weg; er stößt sie auf die Seite, ringt mit ihr. Die übrigen Weiber strengen ihre Kehlen an. Die Wache kommt, und Löwenburg wird arretirt. Die Kaiserin erfährt es, und giebt Löwenburg Arrest auf vier Wochen. Theresinen ließ sie rufen, lobte ihr Betragen, und gab ihr eine sehr schöne Zitternadel. Löwenburg ist ganz von Sinnen. Er will sie heirathen, und man findet nothwendig, ihn mit guter Begleitung zu seinem Regimente zu senden.

Nun kommt das Drolligte. Die übrige virtuosa Canaglia fand sich beleidigt, daß man nur die Tugend der Theresina des Bewachens würdig fände. Sie klagten, daß sie eben so viele und noch weit mehr Anfech-

tungen hätten, und nöthigten den Intendanten, vor jedes Zimmer einen Grenadier zu stellen. Nun fluchen die Soldaten darüber, daß sie Hurenhüter abgeben sollen. Diese Geschichte kam, wie tausend andere, nach wenigen Tagen in Vergessenheit, aber der Dienst dauert fort, und unsere Sängerinnen, Tänzerinnen rc. wünschen Theresinen alles Unglück dafür auf den Hals, daß sie nun wie Jungfrauschaften bewacht werden.

Während wir so sprachen, trat der Graf v. Bogen ein. Alles stürmte auf ihn zu, und forderte ihn auf, seine Correlation abzulegen. Er war äußerst übler Laune. Es scheint — sprach er — wir haben den Bock zum Gärtner gemacht. Am Ende kriegt er sie, behält sie, und wir haben für Mühe und Kosten eine lange Nase. Der Schlaukopf hat Mutter und Tochter schon erobert, und das durch den einfältigsten Kunstgriff, auf den unsere Weisheit nicht gedacht hat. Er hat

den Zaun wegen des Gartens gegrüsset. Was er der Tochter Verbindliches sagen wollte, richtete er an die Mutter, und als ich vorschlug, er solle mit uns soupiren, so bat er die Cara Mama um Erlaubniß, meine Einladung annehmen zu dürfen. So viele Ehre widerfuhr ihr vermuthlich noch nie. Daher überströmt sie auch vom Lobe unseres Fürsten Mascarille, und die Tochter stimmt mit Feuer ihrer Mutter bei. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß des Fürsten Höflichkeit übertrieben sei. Da bekam ich einen schrecklichen Ramser, und sie sagte mir, daß, wenn alle russische Fürsten so artig wären, so thäten die deutschen Adelichen alle wohl, nicht nach Paris, sondern nach Petersburg in die Schule zu gehen. Ich bat sie in Beziehung auf ihre Mutter mir zu Gunsten eine Ausnahme zu machen. Allein sie erwiederte, daß ich erst seit kurzem ins rechte Geleise gekommen sei. Sie erinnerte mich, daß ich erst vor

acht Tagen von ihrer Mutter, wie von einer Magd, ein Glas Wasser begehrt habe, und daß sie, um mich zu beschämen, merkt euch dieses stolze Wort, selbst gegangen sei, eines zu holen. Der Fürst hingegen sei vom Stuhle aufgestanden, und habe ihrer Mutter, die am Clavier stund, einen Sessel geholt. Kurz! — setzte sie hinzu, — wenn er nicht das wäre, was er, leider! ist, — und ich gewiß wäre, daß er ist, was er scheint, so stünde ich keinen Augenblick für mein Herz gut. — Wieder ein Gallimathias, — sprach ich. — Ich verstehe mich schon selbst, antwortete sie, e tanto basta. Nun unterhalten Sie Sich mit Sich selbst, so gut Sie können, ich habe mit meiner Mutter in der Küche zu thun, wir wollen unsere ganze Kochkunst aufbieten, damit er ein gutes Süppchen finde.

Die Deliberationen giengen vom Neuen an.

Ich wiederholte meinen Antrag Alles aufzugeben. Nein! — rief Lilienkron — Du würdest uns nur verrathen.

Ich, — Allerdings! und bitte ihr ab . . . . —

Nein, nein! — riefen alle — wir haben Dein Ehrenwort. —

Aber sagt mir nur, wie es möglich ist, daß sie nicht unsern Plan erfahre, ehe vier und zwanzig Stunden vorüber sind. — Morgen tanzt sie, spricht mit der Fürstin, mit der Gräfin Pahlen. Wird sie nicht Nachfrage halten? Werden Eure Damen nicht Alles aufbieten, um zu erfahren, wer der Fürst Gargarin ist? — Tod und Hölle! riefen die Verschworenen, da allen diese Möglichkeit einleuchtete: daran dachten wir nicht. Es wurde beschlossen, daß der Fürst und der Graf von Pahlen eine Partie auf das Land arrangiren, und ihre Frauen mitnehmen sollten. Indessen sollte die Posse so gut

als möglich fortgespielt, und am folgenden Tage wieder referirt werden.

Graf v. Bogen und ich giengen zum Souper. Unterwegs stritten wir darüber, ob ich mich in meinem ganzen Flitterstaate zeigen solle, oder nicht. Ich behauptete, daß es unnütz seyn würde, und beschloß nach meiner Weise zu handeln.

Als ich mit meinen erborgten Pfauenfedern die Treppe hinaufgieng, trafen wir die Mutter, als sie eben aus der Küche kam. Monseigneur, — sprach sie, — ich hoffe, die Köchin hat ihre Schuldigkeit gethan, thun Sie nun auch die ihrige.

Madame, erwiederte ich, das will ich mit grossem Appetite; aber ihre Speisen werden doch nicht unseren Mägen eben so gefährlich werden, als ein anderes Meisterwerk von ihrer Arbeit unseren Herzen? Ich eilte über die Treppe, und kam bald glanzlos zurück.

Wir setzten uns, und wurden bei Tische von zwei recht artigen, und reinlich gekleideten Mädchen bedient. Nach der Suppe stand Madame Santini auf, um zu Bette zu gehen. Ihrer schwachen Gesundheit war das späte Wachen nachtheilig. Ich ersuchte sie länger zu bleiben, und erfuhr, daß der Graf, wenn er bei ihr soupire mit ihrer Tochter oft bis Mitternacht en tête à tête bleibe.

Wie! — rief ich, — Madame! diesem Wolfe trau'n Sie Ihr Schäfchen an? —

Ich bin nicht bange, — antwortete sie. — So lange das Herz frei ist, hütet sich ein guterzognes Mädchen selbst. Ist aber das Herz gefangen, dann nützt die strengste Obhut nichts. Zu dem hat Theresina einen Talisman, der sie vor den Lockungen böser Menschen sichert. So lange sie den behält, ist es ihr ganz unmöglich etwas zu thun, worüber der Zauberer, von dem sie ihn hat, errröthen könnte. Theresina stund vom

Tische auf, umarmte ihre Mutter, die ihr einige Worte ins Ohr lispelte, und setzte sich dann mit lächelndem Munde wieder an den Tisch; aber ich bemerkte sehr wohl, daß sie verstohlener Weise eine Thräne aus ihrem Auge wischte.

Wir sprachen vom Theater, aber nicht lange. Ich galt für einen Russen. Theresina forderte mich auf von den Sitten, Gebräuchen, Merkwürdigkeiten dieses Landes, zu erzählen, und wie es denn komme, daß gerade in diesem barbarischen Lande der Adel vorzüglich gebildet werde.

Den Grafen verdroß diese Rede, und er fragte sie mit sarkastischem Lächeln, ob sie viele russische Edelleute gekannt habe.

Nur zwei in Mailand, — antwortete sie, — aber beide gaben mir Beweise ihrer vortheilhaften Bildung.

In einer Winternacht, wo es schrecklich fror und schneiete, erwarteten wir den Theater-

wagen;

wagen; leicht bekleidet, schnatterte ich vor Kälte, und noch weit mehr meine arme kränkliche Mutter. Zwanzig Cavaliere giengen bei uns vorbei, wünschten uns eine gute Nacht, doch keiner bot uns seinen Wagen an. Da kam der Fürst B...y, sah unsere Noth, ließ seinen Wagen vorfahren, warf uns seinen Pelz um, und hob uns in den Wagen.

Der Graf. Und begleitete sie nach Hause?

Theresina. Nein, Herr Graf.

Der Graf. Holte doch des Tags darauf seinen Pelz selbst ab...? —

Theresina. Auch nicht. Er ließ ihn abholen, und sendete mir durch den Boten einen sehr schönen Pelz von weißem Fuchs, den ich noch habe. Den Fürsten sah ich nicht mehr, denn er reiste zwei Tage darauf ab. —

Und der Andere? — fragte ich —

Theresina. Graf O...n.

Ich. Der General?

Theresina. Eben der! Meine Mutter fiel auf der Strasse, und that sich so weh, daß ich ihr nicht aufhelfen konnte. Der Graf springt aus seinem Wagen, und bringt sie auf die Beine, allein sie konnte nicht auftreten. Der Graf im Galla-Uniform, mit Orden behangen, ladet sie auf und trägt sie nach Hause. Ich fand keine Worte um diesem braven Manne zu danken. Kommen Sie nach Petersburg, sagte er. Kaltes Clima, aber warme Herzen.... —

Der Graf. Ja! ganz glühend für die Mütter schöner Töchter! War auch er ganz uneigennützig? —

Theresina. Er kam einige Tage darauf zu mir, und bat mich um mein Herz. Ich gestand ihm frei, daß es schon verschenkt sei. Er versicherte mich, es thäte ihm leid, daß er zu spät komme; aber mein Portrait im Costum der Aglae würde ich ihm

doch gönnen; er würde den berühmten Leonardi zu mir senden. Ich bewilligte es; allein Leonardi war ein Edelmann, oder gab sich für einen aus, und forderte, daß ich zu ihm gehe; der Streit wurde etwas russisch geschlichtet, Leonardi bekam Schläge und viel Geld. Ich wünschte, ich wäre so schön als das Bild, das er mahlte.

Je nun das sind erst zwei. Zwei Schwalben sind kein Sommer, versetzte der Graf mit verbissenem Unwillen. Ich denke, erwiederte sie, Sie sollten nicht verlegen seyn die dritte zu finden. Ihr schöner Mund verzog sich zu einem schadenfrohen Lächeln, denn ihrem Auge entgieng nicht, was im Herzen des Grafen vorgieng, und er nicht laut lassen werden durfte.

Sie brachte das Gespäch auf Rußland zurück, und mich, der ich von Rußland beinahe nichts wußte, in grosse Verlegenheit. Allein ich zog mich aus der Noth wie die

grossen Herren, und ließ meinen Kanzler für mich sprechen. Der Graf war drei Jahre in Rußland gewesen. Er nahm das Wort und schmeichelte meinem angeblichen Vaterlande nicht; erzählte die scandalösesten Anekdoten von der Kaiserin, und den Grossen des Reiches. Beschrieb mit den grellesten Farben die Tyrannei der Gutsherren gegen ihre Bauern. Ich widersprach nur furchtsam; allein Theresina machte mit mir Allianz gegen ihn; beschuldigte ihn der Uebertreibung, der Verläumdung, und vermehrte hiedurch seinen heimlichen Aerger.

Es war verabredet, Theresinen hohe Begriffe von meiner Freigebigkeit beizubringen. A propos, fieng der Graf an, wie gieng doch die grosse Trictrak-Parthie bei der schönen Viscioletta aus? Die mit dem Herzoge von Curland und dem Herzoge von Würtemberg meine ich.... Der Herzog von Würtemberg, antwortete ich, gewann

70,000 Rubel, und ich 18,000, welche die schöne Visciolletta für die Würfel einzustreichen beliebte. — Das sind theure Würfel, versetzte er. Zwar sind die Hände, die dieses Geld einstrichen, die schönsten, die je geküßt wurden. Er und ich wendeten verstohlen unsere Augen auf Theresinens Hände, die verschränkt auf ihrem Schooße lagen; allein sie bewegte keinen Finger, und nicht einmal ihre Augen richtete sie auf dieselben. Wie, — rief Theresina, — der Herzog von Curland verlor in einer Parthie 88000 Rubel? In Rußland, erwiederte der Graf, werden oft mehrere hundert Tausende an einem Abende verspielt. Das mag man, versetzte sie, aber daß ein Mann, wie sie Monseigneur, sich in eine solche Parthie einlasse, und feile Hände um 18,000 Rubel kaufe, hätte ich nie geglaubt, wenn sie mir es nicht selbst gesagt hätten.

Ich erröthete bis unter die Haare über diesen Verweis, der doch ein so redender Be-

weis von Achtung und Wohlwollen war, daß der Graf vor Neid und Eifersucht beinahe platzte. Um sich an Theresinen zu rächen, stimmte er das Lob der Viscioletta an, und erhob ihre Reize bis an den Himmel. Es ist ein schönes Sümmchen, sprach er, aber dagegen war sie auch das schönste Weib in ganz Petersburg. — Daraus folgt weiter nichts, erwiederte sie, als daß die körperliche Schönheit in Petersburg eine sehr seltene Waare seyn muß. Gehen Sie nach Italien, lieber Graf, da finden Sie hundert Engeln von Mädchen, die Sie nicht den hundertsten Theil von dem kosten werden, was der Fürst verschwendet hat. Lieber Graf! Was das Herz verschenkt, kann kein Kaiser bezahlen; was käuflich ist, ist um einen Groschen zu theuer. Nicht doch, unterbrach sie der Graf, die Viscioletta war kein Freudenmädchen. Der Fürst liebte sie, und wenn man liebt — Der Fürst liebte sie? Mon-

seigneur, legen Sie ihre Hand aufs Herz. Ist es wahr, daß Sie dieses Weib liebten?

Durch diese Frage wuchs meine Verlegenheit noch mehr. Ich konnte keine vernünftige Antwort finden. Ihr Stillschweigen ist auch eine Antwort, sprach sie. Sie liebten diese Dirne, und es scheint, daß Sie Sich jetzt dieser Neigung schämen. — Frau Fortuna ist eine Göttin, und dennoch verschwendet sie oft ihre kostbarsten Gaben an Unwürdige. Wir bereichern diese Sirenen und verachten sie, entgegnete der Graf. — Ihr verachtet sie? Und liegt dennoch auf den Knieen vor ihnen; verschwendet an sie euer Gold und euern Weihrauch!

Sie sind eine zu strenge Sittenrichterin, fiel ich ein, als ich mich ein wenig erholt hatte. Wir mögen Unrecht haben, daß wir unser Herz an solche Sirenen hängen; aber wenn uns nun ein solches Unglück getroffen hat, — sind wir zu tadeln, wenn wir unsern

Ueberfluß mit ihnen theilen, und die glücklich zu machen suchen, die wir lieben? —

Ich bin eine zu grosse Sünderin, erwiederte Theresina, um eine strenge Sittenrichterin seyn zu wollen. Daß Ihr Euren Nymphen grosse Anerbietungen machet, finde ich natürlich, so wie, daß sie dieselben annehmen, wenn sie arm sind; aber mehr annehmen, als für ihren Unterhalt nothwendig ist, macht sie in meinen Augen verächtlich. Das Mädchen wird ja dadurch nicht ihre Gemahlin. Sie ist ja nicht verbunden in der großen Welt zu glänzen. Was sollen ihr also Diamanten, Equipagen? Sie haben etwas auf dem Herzen, lieber Graf! reden Sie frei. Wahrheit beleidiget mich nicht.

Der berühmte Kiau, Feldmarschall und Hofnarr des Königs August, begann der Graf, behauptete und bewies, daß von der Kaiserin bis zum Aschenbrödel alle Weiber feil seien; nur die eine theurer als die an-

dere. Daß Sie, liebe Theresine, um keinen Preis feil sind, den der Fürst oder ich bezahlen können, glaube ich sehr gerne; aber daß sie um keinen Preis feil wären.... Liebe! Wenn Sie das glauben, so täuschen Sie Sich selbst aus Stolz und Eigenliebe. —

Herr Graf! antwortete sie, mir scheint, es sei ein Mackel in Ihrem sonst liebenswürdigen Character, daß Sie gar keiner Begeisterung fähig, für alle auch nur etwas erhabnere Gesinnungen so unempfänglich sind, daß Sie nicht einmal an ihre Möglichkeit glauben. Die Liebe ist Ihrem Herzen fremd, und Sie haben Sich zum dürresten Egoismus herabraisonnirt. —

Die Liebe mir fremd, Theresina? —

Wie oft bewies ich Ihnen schon, daß Sie Liebe mit Sinnlichkeit verwechseln? — Sie lieben mich nicht, und stellen Sich als glaubten Sie mir nicht, damit....— Nein, nein! Nach meinem Balg sind Sie lüstern,

aber Sie achten mich nicht. Es kränkt Ihren Stolz, daß ein Mädchen, wie ich, durch Ihren Stand, Ihren Reichthum, Ihren Witz nicht geblendet wird. Soll der Fürst unser Schiedsrichter seyn? Ich traue ihm zu, daß er nicht so tief herabgestimmt ist, wenn er gleich 18,000 Rubeln für falsche Würfel bezahlt hat. Der Graf schwieg, bemerkte, daß es nahe an Mitternacht sei, und wir empfahlen uns.

Tags darauf war die Rathsversammlung der Verschworenen sehr stürmisch, und der Graf von Bogen von der übelsten Laune. Jedes Wort Theresinens wurde wiederholt und commentirt. Ihr hättet sehen und hören sollen — rief er — in welchem sanften, liebevollen Tone sie ihm seine Verschwendung vorwarf, und mit wie vieler Kälte und Gleichgültigkeit sie mich der rohen Sinnlichkeit und des dürresten Egoismus beschuldigte. Mit Geld und Versprechungen richten wir nichts aus. Sie hat unserem Theaterfürsten

die Tugend ihrer Uneigennützigkeit schon ausgekramt. Sie kann nicht mehr zurück. Was sie sagte, ist eben so viel, als hätte sie einen förmlichen Contract mit ihm abgeschlossen, so gut als hätte sie ihm gesagt: „liebe mich, wie ich dich liebe.“ Was deine Sinne reizt, erhältst du als Zugabe meines Herzens umsonst. Nun gehet er hin, gesteht ihr Alles. Bittet um Gnade, erhält sie, erhält Alles, Alles, was ich seit Monaten mit so ungeheurer Anstrengung vergeblich zu erlangen strebe. Aber triumphire nicht zu früh, Lieber! und bilde dir nicht etwa ein, daß du deinen persönlichen Vorzügen, deiner überlegenen Anstelligkeit dein Glück verdankest. Es ist Laune, weibliche Laune. — Ein hübscher Schornsteinfeger aus ihrem Lande entfernet dich vielleicht in den nächsten acht Tagen wieder. Sie sucht einen Ruhm darin mit Geringschätzung alles wegzuwerfen, was die übrigen Menschen achten

und verehren. Ganz Mailand bewarb sich um ihre Gunst. Sie zog allen einen Kapriolenschneider vor.

„Wäre ich doch so glücklich, wie Du hier träumest, lieber Graf! — erwiederte ich. — Wie sehr kann die aufgeregte Leidenschaft täuschen! Doch Ihr irret Euch eben nicht, wenn Ihr wähnet, daß meine erborgten Pfauenfedern auf sie Eindruck gemacht haben. Mein erborgter Name, mein erborgter Ruhm, und meine Anspruchslosigkeit bei so grossen Vorzügen haben mächtig auf sie gewirkt, und ihnen verdanke ich die Auszeichnungen, um die ich beneidet werde. Ich spielte meine Rolle nicht den Originalen nach, die ich vor mir sah, sondern nach dem Ideale eines liebenswürdigen grossen Fürsten, der nicht braucht auf die Zehen zu treten, um groß zu scheinen. —

Der Herr Baron, — unterbrach mich der Fürst von Ceder, — hat eine treffliche Anlage zur Satyre. Doch fahren Sie fort — ich liebe sie, wenn sie witzig ist. —

Ich werde diese gnädige Erlaubniß benutzen, fuhr ich fort. —

Ein Fürst, der nicht mit hoch emporgehaltener Nase, mit steifen Schritten eintritt, was er wünscht, nicht gleich am ersten Tage durch Polissonnerien ankündigt, oder durch eine stolze, herablassende Höflichkeit die Eigenliebe mehr als durch Grobheit beleidiget, ist ein Phänomen und Theresina liebt diese seltenen Erscheinungen. Lege ich meinen Flitterstaat ab, so bin ich in ihren Augen nichts, als ein gemeiner Edelmann, der wohl höflich und artig seyn muß, weil er nicht hoffen darf, daß man ihm Ungezogenheiten werde ungestraft hingehen lassen. — Herr Baron! — Als Eure Fürstliche Gnaden die fatuité ihrer Würde bei Theresi-

nen zur Schau zu bringen beliebten, so kündigten Sie dem Jupiter dadurch an, daß Sie Ihren Goldregen auf den reizenden Busen der Checa fallen ließen. Das Geschrei der Magd mußte die Frau auf das vorbereiten, was sie von Ihnen zu erwarten habe. Das mag zur Fürstlichen Repräsentation gehören. Ich tadle es nicht. Jeder andere von Ihrem hohen Range hätte eben so gehandelt. Es gehört zum Fürstlichen Stilus Curiae; aber eben darum, weil dieses etwas gewöhnliches ist, so schlug es bei Theresinen fehl.

Statt der Fürsten, wie sie gewöhnlich sind, zeigte ich ihr ein Ideal, einen Fürsten, wie es wohl keinen giebt, Theater und Romane ausgenommen; und sie verliebte sich in das Ideal. Bei diesen Umständen kam mir selbst, was ich nicht that, — zu Guten. Der Held von Giurgevo sprach nicht von seinem Siege, lenkte das Gespräch nicht auf den

Krieg, war nicht die bescheidene Trompete seines Ruhmes. Sie betrachtete mehr als einmal meine Narbe an der Stirne, die sie wohl für einen türkischen Säbelhieb hält. Wie könnt Ihr Euch also wundern, daß ein Mädchen, das leicht durch alles, was groß, gut und edel ist, begeistert wird, Feuer fieng?

Es wurde viel disputirt und man konnte lange zu keinem Schlusse kommen. Endlich fieng der Graf eine Rede Theresinens auf. Sie hatte ihm einst gesagt, sie gehe darauf aus, durch Sparsamkeit so viel zu erwerben, daß sie gemächlich mit ihrer Mutter in ihrem lieben Vaterlande leben könne. Fände sie dann einen Mann, der ihr behage, so würde sie ihn heirathen, wo nicht, so würde sie dennoch Mittel finden, Kinder zu bekommen, deren Erziehung und Versorgung dann die Freude ihres Alters seyn würde. Einige Zeit darauf fragte sie einmal der Graf: wie viel man denn in Italien brauche, um

ein stilles, bequemes Leben führen zu können, worauf sie ihm sagte 20,000 Thaler seien mehr als hinreichend. Es wurde beschlossen, ich sollte sie anbieten. Ich machte mich dazu anheischig, aber unter der Bedingung, daß, wenn diese Summe angenommen würde, sie auch bezahlt werden müßte. Auch das wurde bewilligt; allein ich kannte meine Leute. Ich forderte, daß die Summe baar in sichere Hände niedergelegt werde; da entstund Lärmen. Endlich setzte ich es durch, und ich bekam Assignationen auf das Frießische Haus, die so gut als baar Geld waren, und die ich gleich acceptiren ließ.

Nun seid Ihr um Euer Geld geprellt, sprach ich, denn sie wird mein Anerbieten annehmen, und Euch dennoch alle abweisen, wenn Ihr hinterher noch mit Anerbietungen in der Meinung auftretet, daß, weil sie sich einmal verkauft hat, sie auch für Andere feil sei. Dadurch, daß sie mein Geschenk an-

nimmt,

nimmt, verliert sie nichts von ihrem Werthe in den Augen jedes vernünftigen Mannes. Sie liebt mich als Fürst Gargarin — für dessen ungeheuren Reichthum 20,000 Thaler eine Kleinigkeit sind. Schon die Hand des Schenkers giebt dem Geschenke einen grossen Werth. Er, dieses Fürsten Ideal, bietet ihr so viel an, als sie zu besitzen wünscht, um glücklich zu leben. Wenn sie sein Anerbieten ausschlüge, so wäre sie eine Romanen-Närrin — und kein Weib. Nur die Furcht durch die Annahme eines Geschenkes in der Achtung des Mannes, den sie liebt, zu sinken, konnte sie zurückhalten. Sie hat bestimmt erklärt, daß sie nicht erröthen würde, dem Manne, den sie liebt, einen mässigen Wohlstand zu verdanken.

Eine grosse Stille erfolgte. — Einzelne Paare traten bei Seite und redeten leise. Der Graf v. Bogen trat ab und zu. Das erste Conclusum wurde bestätiget. Man de-

liberirte noch über einige Modificationen, als die Fürstin und die Gräfin v. Pahlen reisefertig eintraten. Der Einbruch dieser Profanen gebot Stillschweigen. Die Fürstin ersuchte den Grafen v. Bogen, Theresinen zu sagen, ihr Wagen würde sie, wie sonst, abholen; und alle ihre Jungfern sie im Ankleide-Zimmer erwarten. Bald darauf setzten sie sich in den Wagen, und ich eilte zu dem Wechsler, meine Assignationen acceptiren zu lassen.

An den Tagen, wo Theresina spielte, war bei ihr kein Einlaß. Ich erwartete mit Ungeduld die Theaterstunde. Sie schlug, und die Vorstellung übertraf meine gespannte Erwartung. Dieses Ballet machte Epoche in der Theater-Chronik. Ich muß also ausführlicher davon sprechen.

Als Theresina in Wien ankam, waren die Grassi und die Henel die ersten Solotänzerinnen; beide recht brav. Die

Grassi hatte viele Leichtigkeit, eine angenehme Figur. Die Henel war ein allerliebstes Figürchen; für Amors Rollen wie geschaffen. — Die ersten Tänzer waren auch recht gut, aber der eine über vierzig; der Jüngere schwarz und häßlich wie die Nacht. Mit diesen Personen, und einigen ziemlich guten Figuranten sollte zur Feier eines allerhöchsten Namensfestes ein heroisches Ballet aufgeführt werden. Der Balletmeister, ein geschickter Mann, bot sein ganzes Genie auf, und verzweifelte. Man ersuchte den Grafen, dessen Talente schon öfters bei solchen Angelegenheiten der allgemeinen Noth abgeholfen hatten, ein Programm zu machen.

Der Graf erklärte, er würde nur unter der Bedingung ein Programm liefern, wenn Theresina die erste Rolle tanze — Er setzte es durch.

Diana und Endymion war das Sujet. Diana kommt mit ihren Nymphen aus einer

Waldgegend, von der Jagd ermüdet, zurück. Die Göttin und die Nymphen schlummern ein. Amor schleicht sich zu ihr, und verwundet sie mit einem Pfeile. Morpheus und die Träume umgaukeln sie. Jäger tragen den entseelten Aktäon vorüber. Endymion folgt der Leiche. Seine Thränen und seine Schönheit rühren die Göttin; er erblickt sie; fällt ihr zu Füßen; gebieterisch weiset sie ihn weg. Er bleibt. Sie langt nach ihrem Jagdspieß. Verzweifelnd springt er auf, flucht der Göttin, ruft die Furien an, stößt sich den Dolch in die Brust, und fährt mit ihnen zur Hölle. Mit Schrecken erwacht die Göttin; springt auf, will den Geliebten retten. Aber alles ist verschwunden. Sie lächelt. Es war ein Traum.

Diana weckt ihre Nymphen, und ordnet die Jagd an. Sie selbst gehet einem Pfade nach, und sieht den schönen Jäger, der ihr einen so schweren Traum verursachte. Sie

weidet ihre Augen an seiner Schönheit, und drückt sich den Pfeil der Liebe tiefer ins Herz. Sie zieht eine vertraute Nymphe bei Seite, und befiehlt ihr alles so einzurichten, daß der Jäger bei Verfolgung des Wildes in ihre Grotte gelange. Sie selbst geht in ihre Felsengrotte, und fordert ihre Nymphen auf, sie zu putzen. Sie bringen Thierfelle. Sie versucht verschiedene; aber nichts ist nach ihrem Geschmacke. Im Zorne zerbricht sie den Spiegel, den ihr zwei Faunen vorhalten. Sie bietet die Musen auf.

Die Musen erscheinen. Calliope unterrichtet sie im Harfenspiele. Diana spielt ihr nach, aber mit rauhen Griffen. Die Saiten brechen. Ungeduldig wirft Diana die goldene Harfe weg. Terpsichore lehrt sie tanzen; sie ahmt ihr nach, aber mit roher Carricatur. Die Göttin ist erhitzt; sie fordert Wasser. Urania reicht ihr einen Crystall-Becher mit Wasser aus der Quelle der Pieriden. Dieses

Wasser eckelt sie an. Mit Unwillen wirft sie den Becher weg. Entsetzen der Musen! Urania macht ihr Vorwürfe. Diana wird zornig; sie und ihre Nymphen ergreifen ihre Spieße. Die Musen fliehen. Pallas und die Wahrheit nehmen sie in ihren Schutz. Der Wurfspieß Dianens prellt am Egid ab. Die Wahrheit hält ihr ihren Spiegel vor die Augen. Sie erschrickt, als sie sieht, wie sehr ihre Grausamkeit ihre göttlichen Züge entstelle. Sie fällt betäubt auf ein Lager von Moos; aber bald erwachen wieder die tobenden Leidenschaften in ihrer Brust. Amor hat sie verwundet. An dem Götter-Knaben will sie sich rächen. Gewalt vermag nichts über ihn, List soll ihn fangen. Die Nymphen bringen einen Altar; mit ihren zerbrochenen Bögen und Spießen machen sie ein Feuer an, das hoch auflodert. Amor springt aus der Flamme; da bedecken ihn die Nymphen mit ihren Netzen, und führen

den Gefangenen zu Dianen. Trotzig befiehlt sie ihm, ihren Geliebten zu ihren Füßen zu führen. Mit Trotz, antwortet Amor, er sei gewohnt den Göttern zu befehlen, nicht zu gehorchen. Sie drohet seinen Bogen zu zerbrechen, ihm seine Flügel abzuschneiden. Er spottet ihrer. Sie stößt ihn von sich, und überläßt sich den Thränen der Verzweiflung. Amor wird mitleidig, verspricht seinen Beistand, und eilt davon. Hoffnung und Freude beleben wieder ihr Herz. Bald erscheint Amor wieder, und bringt den Gürtel der Venus; die Grazien und ein Chor von Liebesgöttern begleiten ihn. Amor berührt einen Fels, und die Quelle ungefälschter Schönheit sprudelt aus demselben in ein Becken. Die Grazien führen Dianen in dieses Bad. Kaum hat sie untergetaucht, als sie wieder, von Liebesgöttern emporgehoben, im blendenden Glanze erscheint; sie gefällt sich zwar in ihrem Putze, allein die Pracht fesselt die Au-

gen, und rührt nicht das Herz. Sie zweifelt. Amor berührt einen Felsen; er verwandelt sich in einen Spiegel, in welchem Diana mit Wonne ihre Metamorphose bemerkt. Sie drückt Amorn an ihr Herz, und und wiederholt den Tanz, den sie Terpsichore gelehrt hat. Aber welcher grosse Unterschied von jenem ersten Versuche! — Sie verlangt ihre Harfe; aber die Hörner lassen sich hören, und kündigen an, daß der Geliebte im Anzuge sei. Sie zagt, sie bangt, sie hält Amorn fest, und bittet ihn, sie nicht zu verlassen. Die Jagd kömmt näher. Endymion erscheint, sieht die Göttin und fällt auf die Kniee, bedeckt mit den Händen sein sterbliches Auge, und zittert vor Aktäons Schicksal. Amor fliegt auf ihn zu, und sucht ihn Dianen zu nähern. Er brennt, allein Furcht und Ehrerbietung fesseln ihn. Er kann Dianens Glanz mit sterblichen Augen nicht schauen. Da holt Amor den Schleier der

Göttin, und wirft ihn über sie. Nun wagt Endymion seine Augen zur Göttin zu erheben; er streckt seine Arme nach ihr aus, und sie sinkt in dieselben; Liebesgötter umgaukeln sie. Ein schrecklicher Donner unterbricht die Wonne der Liebenden. Jupiter zürnt, daß ein Sterblicher es wagte, seine Tochter zu lieben. Die Felsen zerreissen. Die ganze Natur ist in Aufruhr. Endymion erschrickt; er wähnt seine Todesstunde nahe; er fürchtet sie nicht. Doch nicht von Jupiters Blitzen, — von der Hand der Geliebten — will er sterben. Er reicht ihr sein Schwert — da hebt sich eine von Liebesgöttern emporgehobene Wolkensäule. Ein Donnerkeil zerreißt die Felsenwände, und öffnet eine Aussicht auf eine reizende Gegend. In großer Entfernung zeigt sich der Olymp. Auf seinem von Adlern gezogenen Wagen erscheint Jupiter mit Hebe, die dem Endymion den Becher der Unsterblichkeit reicht.

Die Vorstellung machte dem Grafen, und dem Balletmeister ungemein viel Ehre. Aber Theresinens Spiel und Tanz ließ alles weit zurück, was man bisher gesehen hatte. Unter andern beklatschte man immer die unbegreifliche Schnelligkeit ihrer Metamorphose. Sie war kaum im Wasser verschwunden, als sie ganz neu gekleidet empor kam. Sie war mit Diamanten so ganz bedeckt, daß sie das Auge blendete. Aber dieß hinderte mich nicht, die Schönheit ihrer Arme und Füsse und die körperliche Stärke ihrer delicaten Figur, welche die Anstrengung einer solchen Darstellung aushielt, zu bewundern. Ich gieng wonnetrunken nach Hause, und zweifelte beinahe, ob Diana und dieß bescheidene Mädchen, das ich Tags zuvor im prunklosen, reinlichen Hauskleide gesehen hatte, dieselbe Personen seyen.

Den folgenden Tag wurden unsere Besuche verbeten. Allein es war zu besorgen, daß die Fürstin v. Ceder, oder die Gräfin

v. Pahlen Theresinen besuchen und uns verrathen möchten. Der Graf mußte dafür sorgen, daß es nicht geschah, und es gelang nach Wunsch. Endlich erschien der letzte und entscheidende Tag der Prüfung. Es war verabredet wieder bei Theresinen zu soupiren. Ich gieng mit leichterem Herzen zu ihr, als ich hingegangen seyn würde, wenn ich nicht in der Brieftasche Sicherheit dafür gehabt hätte, daß sie nicht zu Theresinens Nachtheile ausfallen könne. — Ich fand den Grafen schon bei ihr; er war sehr übler Laune. Sie hatten gezankt. Sie bewillkommte mich mit ausgezeichneter Achtung, und lud mich ein, mich zu ihr auf das Canapee zu setzen, während der Graf mit grossen Schritten auf- und abgieng.

Die üble Laune des Grafen war so auffallend, daß ich nach der Ursache fragen mußte.

Ich bin daran Schuld! — sagte Theresina. — Ich weigerte mich zu glauben, was nicht ist, und darüber ist der Graf böse. —

Wenn Ihnen Monseigneur dasselbe sagte, versetzte der Graf, — so wären Sie nicht so hartgläubig. —

Wenigstens — erwiederte sie, — hätte ich keinen Beweis des Widerspiels in Händen.

Graf. Sie stimmen immer das alte Lied an.

Theresina. Und Sie! — singen Sie nicht noch immer aus demselben falschen Tone? Wiederholen Sie nicht immer dieselben Worte, denen Ihre Handlungen täglich widersprechen.

Der Graf. Muthmassungen! Beweise! Undankbare Beweise!

Theresina. (Gab ihm einen Brief.) Hier sind Beweise.

(Der Graf gerieth in Wuth, und zerriß den Brief mit den Zähnen.)

Theresina. Der Herr Graf, Monseigneur, nahm sich die Mühe, mich bereden zu wollen, daß er in mich verliebt sei. Jedes Mädchen glaubt aus Eitelkeit gerne, daß sie die Eroberung eines Mannes von grossem Range und Verdiensten gemacht habe. Ich war nicht unerkenntlich.

Der Graf. Nicht unerkenntlich? Was für Beweise Ihrer Dankbegierde gaben Sie mir wohl?

Theresina. Erstens erlaubte ich Ihnen manchmal meine schönen Hände zu küssen, die freilich nicht so schön sind, als die Hände der Viscioletta....

Graf. Welche Großmuth!

Theresina. Zweitens. Als die erste Vorstellung der Diana gut ausfiel, erlaubte ich Ihnen, mich zu umarmen, und erwiederte sogar Ihren Kuß.

Der Graf. Ich hatte sechs Wochen lang für Sie gearbeitet.

Theresina. Indessen ist dieser Kuß der einzige, den ich einem Manne gab, seit dem ich hier bin. Drittens sind Sie, der Abbate Matasio und der Balletmeister, die einzigen Männer, deren ungebetene Besuche mich nicht aus dem Hause jagen.

Der Graf. Diesen Vorzug verdanke ich nicht Ihrer Dankbegierde. Sie bedürfen meiner.

Theresina. Endlich haben Sie das Vorrecht über meine Theater-Toillete zu präsidiren.

Der Graf. Ja, Ihre Puppe anzukleiden.

Theresina. Sie selbst zwangen mich, meiner kleinen Person eine Puppe zu substituiren. Nein, gewiß, lieber Graf! Ihre Aktien standen sehr gut. Wer weiß, was in der Folge geschehen wäre? Ja, Monseigneur, der Herr Graf verdarb sich selbst sein Spiel. Er hätte mich beinahe überredet, daß er mich

liebe, und wer das kann, ist nicht weit davon, geliebt zu werden. An demselben Tage, wo er mir mit tausend Eiden ewige Treue und Liebe schwur, kam ich aus der Probe zu einer Stunde nach Hause, wo ich nicht erwartet wurde. Ich hatte ein bildschönes Mädchen aus Mailand mitgebracht; der Herr Graf fand meine Chica weit schöner und liebenswürdiger als mich....

Ich. Und sie fanden ihn zu den Füssen der Schönen?

Theresina. Sie hatten sich's bequemer gemacht.

Ich. Dann, liebster Graf, sind Sie nicht zu entschuldigen.

Graf. Der Mann von meinem Alter hat nicht nur ein zärtliches Herz, er hat auch rege Sinne.

Theresina. Ich auch, Herr Graf, aber meine Sinne entzünden sich nur an der Fackel der Liebe. In Ihrem Herzen brennt

das ganze Jahr die Flamme roher Sinnlichkeit. Ihr einziger Wunsch ist, Ihre Sinnen täglich auf andere Weide zu führen. Sie zu befriedigen, taugt die Chica besser als ich. Mein Besitz würde Ihnen schlecht die Mühe lohnen, die Sie Sich geben, Empfindungen zu heucheln, die Ihnen ganz fremd sind.

(Der Graf nahm mit verbissenem Zorn den Weg der Thüre.)

Theresina. In einer halben Stunde wird servirt.

Graf. Ich komme vielleicht um 11 Uhr wieder; was Ihr übrig laßt, wird wohl hinreichen, um meine Sinne zu befriedigen.

Ich hatte nun freies Feld; aber ich war verlegner, als ich es je bei einem Weibe war. Ich holte weit aus, und brachte sie auf die Geschichte ihrer ersten Jugend. Sie eröffnete mir, daß sie in ihrer Kindheit den drückendsten Mangel gelitten habe. Ich bat sie, sich in's Detail einzulassen, und sie verstand sich dazu.

Schon

Schon hatte sie angefangen, als der Graf wieder eintrat, und sich zu uns an die Tafel setzte. Sie schwieg.

Als der Graf bedient war, bat ich Theresinen fortzufahren. In des Grafen Gegenwart, sprach sie, kostet es mich Mühe, Ihren Wünschen zu entsprechen. Alles, was nicht im gewöhnlichen Geleise ist, scheint ihm unwahr, und wird zum Gegenstand seines Spottes. Doch es sei. Ich mache keine Ansprüche auf den heiligen Schein, und schäme mich also nicht, meine Schwachheiten zu gestehen.

Mein Vater hat an der Spitze der Armee einen grossen Lärm gemacht. Er war General-Tambour beim Garderegimente des Königs von Sardinien. Er lernte meine Mutter in Genua kennen, wo ihre Aeltern, beide deutsche von Geburt, eine Apotheke hatten. Meine Mutter heirathete ihn gegen den

Willen ihres Vaters, der, um sie dafür zu strafen, ein junges Weib nahm. Er starb, und die Wittwe setzte sich in den Besitz des ganzen Vermögens, kraft eines sehr zweideutigen Testaments. Mein Vater hatte kein Geld, um Prozeß zu führen. Er lebte also mit seiner Gattin in ziemlich dürftigen Umständen. Dieser Zustand der Dürftigkeit nahm zu, als mein Vater in Savoyen im Felde erschossen wurde. Meine Mutter fiel in eine schwere Krankheit, die ihre rechte Hand beinahe ganz lähmte, wovon sie erst später in Mailand wieder ganz geheilt wurde. Ich war sechs Jahre alt, und ihr einziges Kind. Wir geriethen in namenloses Elend. Meine Mutter war nahe daran Hungers zu sterben, um mich nicht darben zu lassen. An einem solchen Tage der Noth, wo sie aus Mangel an Nahrung ohnmächtig wurde, holte eine Nachbarin einen Geistlichen; und dieser wurde unser Erretter.

Der Canonicus Testa überhob den Pfarrer, wenn dieser krank war. Als er bei uns eintrat, sah er bald, daß bei uns das Elend zu Hause sei. Er fieng an mit meiner Mutter zu reden; aber mich hungerte, und ich unterbrach ihn, um ihn mit thränenden Augen um ein Stück Brod zu bitten. Er sah wohl, daß bei uns Nahrung nothwendiger sei, als geistlicher Zuspruch. Er gieng und kam, mit Nahrung und etwas Wein für meine Mutter beladen, zurück. Ich habe seitdem mehrere kostbare Leckerbissen gegessen, aber keiner schmeckte mir so gut, als das Brod, das ich damals verschlang. Meine Mutter erholte sich auch ein wenig von ihrer Schwäche, und schilderte dem Canonicus unsere Noth. Warum — fragte er — spracht Ihr nicht das Mitleiden Eurer Mitbürger an?

Ich betteln? — rief meine Mutter mit Entsetzen. — Rabenmutter, antwortete er mit glühendem Auge, Du hättest lieber Dein

Kind Hungers sterben lassen, als Dich vor Gott und Deinen Nebenmenschen zu demüthigen? Das ist Stolz, sündhafter Stolz. Zur Buße lege ich Dir auf, künftigen Sonntag mit Deiner Tochter auf offener Strasse zu betteln. Gott! — rief meine Mutter — lieber sterben! —

Wo der Sünder verstockt ist, sprach er, hat der Beichtvater nichts zu thun, mit diesen Worten stund der Canonicus auf und wollte gehen. Da sprang ich auf ihn zu, umklammerte seine Kniee und bat ihn weinend, uns nicht zu verlassen. Willst Du die Buße verrichten, die ich Dir auferlegte, fragte er. Ja, ich will, — antwortete meine Mutter, — und er blieb. Er bestimmte den Ort und die Stunde, wo die Buße verrichtet werden sollte, und gieng.

Von diesem Tage an bis am Sonntage brachte uns ein Weib täglich hinreichende ge-

sunde Nahrung. Aber nur mit Entsetzen dachte meine Mutter an den bevorstehenden Bußtag, an welchem sie sich zum öffentlichen Bettelweibe erniedrigen sollte.

Wir warfen uns in unsern Staat zu dieser Feierlichkeit, das ist, wir wuschen und flickten unsere Lumpen. Unsere Schuhe putzten wir nicht, weil wir keine hatten. Zur festgesetzten Stunde kam das Weib, stellte uns an unseren Platz, und gieng in das gegenüberliegende Haus, wo sie vom Fenster alles sehen konnte. Meine Mutter zitterte, und weinte; ich weinte mit ihr.

Der erste, dem wir auffielen, war ein Soldat. Er griff in die Tasche, und theilte mit uns seine Armuth. Ihm folgten zwei junge Leute, von denen einer, als er mich sah, ausrief: Sieh das Engelsköpfchen! Sie blieben stehen, betrachteten mich, und gaben mir reichlich. Es waren junge Mahler.

Fast Niemand gieng vorbei, ohne uns ein Almosen zu geben, und jeder gab uns Silber. Endlich gieng die Predigt zu Ende, und ein Schwarm von Menschen drang aus der Kirche; alle auf die Gasse zu, wo wir stunden. Da sind sie, riefen die beiden Mahler, die uns sahen, und bald stunden wir in einem Kreise, aus dem es Geld auf uns regnete.

Mit dem Schlage der Uhr drangen der Canonicus und unsere Wegweiserin durch den Kreis. Die heilige Buße, sprach er zu meiner Mutter, die ich euch auferlegte, ist verrichtet. Gott hat euch dafür belohnet. Seht, wie sehr ihr Unrecht hattet, an der Barmherzigkeit Gottes, und der Menschenliebe unserer Turiner zu zweifeln. Die Prüfungsstunde ist vorüber; — kommt und erquicket euch! — Mit diesen Worten nahm er sie unter dem Arme; und führte sie nach unserer Wohnung; die Menge folgte uns, und noch

immer regnete es Geld von allen Seiten; so, daß ich es in meiner Schürze nicht mehr tragen konnte, und alles fallen ließ. Es gieng kein Heller verloren; jedermann beeilte sich, mir zu dem Unsrigen wieder zu verhelfen.

Wir langten glücklich zu Hause an. Meine Mutter war erschöpft, und wurde zu Bette gebracht; sie konnte nicht sprechen. Desto reichlicher flossen ihre Thränen des Dankes. Eine Menge Menschen standen vor unserer Thüre. Eine Mannshand stieß die papierne Scheibe am Fenster durch, und legte einen Zechin auf das Fensterbrett. Ich wollte danken, und öffnete das Fenster. Sieh, das Engelsköpfchen, rief man, und eine Menge Geld flog auf mich zu.

Wir bekamen mehr als 1000 Lire, die der Canonicus zu Handen nahm. Er schaffte die nothwendigsten Mobilien an, brachte einen

guten Arzt und Arzneien, und endlich reinliche Kleidung. Mein ganz neuer Anzug machte mir die lebhafteste Freude. Als ich ausgestattet war, hieng er mir eine elfenbeinerne Kapsel, in der die Zechin, die ich erhalten hatte, eingeschlossen war, um den Hals. Er befahl mir, sie zum ewigen Andenken dieses Tages als das kostbarste Schatzgeld aufzuheben. Hier ist sie.

Sie zog eine goldene flache Kapsel aus dem Busen, und öffnete sie. Wir glaubten ein Portrait zu sehen, sahen aber nur zwei Papiere. Sie entfaltete das eine und wir lasen:

Diese Zechine hat die Theresine Santini den 3. September 17.. als Almosen erhalten. Gott segne und lohne den Geber.

Testa.

Unser Wohlthäter war nun dafür besorgt, das Geld zweckmäßig zu verwenden.

Da meine Mutter wegen fortdauernder Schwäche ihrer Hände mit der Nadel nicht arbeiten konnte, so bewirkte er für sie von der Regierung eine Tabacks-Trafficanten-Lizenz, und unser kleines Capital diente zur Caution. Unsere Subsistenz war dadurch nothdürftig gesichert; allein es kam nun ein Glück nach dem andern. Die Prinzessin Camilla hörte unsere Geschichte, wirkte für meine Mutter eine kleine Pension aus, und vermehrte durch ihre Freigebigkeit unser Capital.

Unter so ganz unerwartet glücklichen Umständen, bei hinreichender einfacher Nahrung, wuchs ich schnell heran. Ich gieng in die Schule zu den Klarisserinnen, und lernte schnell, was man mich lehrte. Dafür wurde ich auch durch das Lob und die Liebe unseres Wohlthäters reichlich belohnt. Unreiner, aber gewiß nicht lebhafter kann die Zärtlichkeit eines erwachsenen Mädchens für ihren

Liebhaber seyn, als die meine für diesen edlen Mann war. Er bemerkte, daß ich für Musik Empfänglichkeit habe, und ließ mich darin unterrichten. Ich machte so schnelle Fortschritte, daß er beschloß, mich für das Theater zu erziehen. Er brachte mich in den Chor der Domkirche, und nun war ich nicht wenig stolz darauf, daß ich schon im 12ten Jahre Geld zu verdienen im Stande sei.

Wer sich für das Theater bestimmt, muß Tanzen lernen. Ich lernte also Tanzen mit vieler Leichtigkeit, doch ohne vielem Geschmacke, weil ich nicht wußte, wozu das führe. Allein, als ich eimal ein Ballet sah, da entwickelte sich meine Vorliebe für Terpsichorens Kunst. Alles, was ich gesehen hatte, machte ich nach, und ich stand halbe Tage vor dem Spiegel, um mich zu üben. Ich schmeichelte meinem guten Canonicus seine Einwilligung ab, um mich in die erste

Classe der Figurantinen aufnehmen lassen zu dürfen.

Was meinen Wohlthäter ungeneigt machte meinen Wünschen zu entsprechen, war die Gefahr der Verführung. Die Coulissen sind ein wahres Sodoma; als er endlich eingewilligt hatte, so stellte er mir lebhaft alle Gefahren vor, denen ich blos gestellt war, und rüstete mich gegen dieselben durch seine Lehren. Er hätte sich viele Mühe ersparen können, wenn er gewußt hätte, wie eckelhaft und zurückschreckend die rohe unverschleierte Sinnlichkeit für ein unschuldiges Mädchen ist.

Ich blieb auch hinter den Coulissen nicht unbemerkt, allein ich ließ mir keinen der Faunen, die dort ihren Spuck trieben, nahe kommen. Ich kratzte, biß, und richtete manchen übel zu, der Gewalt brauchen wollte, endlich bewaffnete ich mich sogar mit einem

Dolch, dessen Schärfe unser erster Tänzer erfuhr.

Ich war zum Mädchen etwas später, als andere gereift, und wußte, daß Liebkosungen eines Weibes, wenn sie schön und jung ist, den Männern, auch den heiligsten, ungemein willkommen sind. Man ist überhaupt in Italien sehr nachsichtig für die Sünde der Unkeuschheit. Dieses kam meinem guten Domherrn zu Guten, und ich triumphirte, als ich entdeckte, daß es in meiner Macht stehe, meinem Wohlthäter zu vergelten, was er für uns gethan hatte. Ich erzählte ihm, was mir und meiner Unschuld für Fallen gelegt worden seien, und wie tapfer ich sie vertheidiget habe. Er lobte mich. Du bist eine Blume, — sprach er, — ich war ihr Gärtner. Denke Kind! wie es mich kränken würde, wenn die von mir so zärtlich gepflegte Blume keine guten Früchte

trüge, und ich statt derselben Schande erndtete. Hüte dich also wohl, vor allem vertrauten Umgang mit den Männern, und sogar gegen mich sei mit deinen Liebkosungen sparsamer. Wir sind alle schwache Menschen, und bin ich gleich nahe an sechzig, so glimmt doch noch Glut unter meiner Asche, die du anbläsest, ohne es zu wissen. (Ich wußte es wohl.) Für den Mann, der dein Herz rührt, den dir der Himmel einst zum Gatten bestimmt, hebe sorgfältig die Blume deiner Unschuld auf.

Ich saß auf seinen Knieen, und während sein Mund die Lehren der Tugend aussprach, waren dennoch seine Augen nach Gegenständen gerichtet, die zufälliger Weise nicht eben so sorgfältig als gewöhnlich verhüllet waren. Ich umschlang seinen Hals, und sprach leise: — wenn die Blumen Verstand und ein Herz hätten, wem — würden sie vor-

zůglich ihren Wohlgeruch und ihren Genuß gönnen? — Ach, Verführerin! — rief er aus — Laß ab von mir. Ich bin dein Vater, ich bin durch Gelübde gebunden. Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich war eine Tochter Evens, — und er fiel wie Adam.

(Die Fortsetzung folgt im zweiten Theile.)

# III.

# Das Ideal

oder

# die Probeschüsse.

## Personen:

Die Gräfin von Wallbrun.
Ferdinand, ihr Sohn.
Gräfin Ernestine, ihre Nichte.
Collot, französischer Divisionsgeneral.
Ducange, französischer Oberst.
Ein französischer Adjutant.
Lisette, Ernestinens Kammermädchen.
Johann, Ferdinands Bedienter.
Philipp, der Gräfin Wallbrun Bedienter.

(Die Scene ist auf dem Landgute der Gräfin von Wallbrun.)

## Erster Auftritt.

Ferdinand, Gräfin von Wallbrun.

Gräfin. Wohin so schnell, Ferdinand! Bleib', ich habe dir wichtige Nachrichten mitzutheilen.

Ferdinand. (In Stiefeln und Sporn nebst Reitgerte.) Ich muß eilig nach der Stadt, liebe Mutter! Auch ich habe wichtige Nachrichten erhalten.

Gräfin. Vielleicht sind die Meinigen doch wichtiger. Hier ist deine Majorennitäts-Erklärung.

Ferdinand. Tausend Dank, liebe Mutter! Sie soll für meine armen Unterthanen ein Freudenfest werden. Nun wird die Bauernschinderei unseres Verwalters aufhören.

Gräfin. Ich bitte dich, lieber Sohn, mache dich nicht gleich anfangs durch deine philanthropischen Phantastereien im ganzen Lande lächerlich. Deine Unterthanen wurden nicht härter gehalten, als die unserer Nachbarn. Das Schicksal hat sie einmal zu unseren Melkthieren bestimmt, und somit muß man sie melken.

Ferdinand. Ja wohl! Das Schicksal hat es so eingerichtet, daß die fleißige Biene die Drohne nähren muß. Aber ist es so recht? Und bangt uns nicht vom endlichen Schicksale der Drohne? Meinen Bienen will ich wenigstens so viel Honig lassen, daß sie nicht darben sollen.

Gräfin. Lieber Sohn! Ich fange an, es zu bereuen, daß ich in deine Majorennitäts-Erklärung eingewilligt habe. In der Welt, in welcher du zu leben bestimmt bist, spielen die Bauern-Patrone eine sehr lächerliche Rolle.

Ferdinand. Ich will lieber lächerlich als ungerecht seyn. Haben sie noch etwas zu befehlen?

Gräfin. Der König sendet dir aus eigenem Antriebe den Kammerherrn-Schlüssel. Du mußt also eilen, dem Monarchen für diese ausgezeichnete Gnade zu danken.

Ferdinand. Ich werde eilen, um diese ausgezeichnete Gnade für dieses Mal zu verbitten. Ich habe keine Zeit zum Antichambriren, und brauche mich auch nicht unter jene zu drängen, welche den Thron umringen, um den goldenen Regen der königlichen Gnade aufzufangen.

Gräfin. Du hast keine Zeit? Was hast du denn für dringende Geschäfte?

Ferdinand. Ich habe das nachzuholen, was meine Vormünder in meiner Erziehung vernachlässigt haben. Liebe Mutter, ich schäme mich meiner Unwissenheit.

Gräfin. Für das, wozu du bestimmt bist, weißt du genug. Laß mich nicht erleben, daß mein Sohn ein Pedant geworden ist.

Ferdinand. Seyn Sie ausser Sorge. Der Staat hat ein Recht auf meine Dienstleistung und ....

Gräfin. Sei doch nicht so albern! Wer hundert tausend Thaler Einkünfte hat, und von deinem Stande ist, hat die Wahl unter den Staatsdiensten, wenn er auch das A b c nicht könnte.

Ferdinand. Ich wünsche eine Biene, und kein Schmetterling zu seyn: ich will nützen und nicht glänzen. Sie haben sonst nichts zu befehlen?.. So eile ich....

Gräfin. Deinen Spazierritt wirst du wohl einstellen, wenn du erfährst, daß ich mit jeder Stunde die Ankunft deiner Cousine erwarte?

Ferdinand. Eben darum eile ich...

Gräfin. Ich will doch nicht hoffen, daß du eine Verbindung ausschlagen wirst, die 50,000 Gulden jährlicher Renten in unserer Familie erhält?

Ferdinand. Ich bin auch ohne diese reich genug. Ich werde die Cousine nie heirathen, brächte sie mir auch die Schätze beider Indien zum Brautschatze mit.

Gräfin. Du weißt wohl nicht, daß deine Cousine eines der schönsten Mädchen in Deutschland, ein Zögling der Gräfin Salmoue ist, und sich durch Witz und Talente am Dresdner Hofe auszeichnet?

Ferdinand. Das weiß ich sehr wohl, und eben darum weiche ich ihr aus, und will sie nicht sehen. Wenn sie erfährt, daß mein Herz unwiderbringlich an eine andere verschenkt ist, so kann meine Weigerung, ihr Gatte zu werden, ihre Eigenliebe nicht beleidigen. Sähe ich sie, so würde es ihre Eitel-

keit kränken, daß ich ihr eine unbekannte vorziehe, die ich nie sah.

Gräfin. Die du nie sahest?

Ferdinand. Nur unter der Maske sah.

Gräfin. Wenn dieses nicht Wahnsinn, Schwärmerei ist, was ist es denn? Und du willst sie heirathen?

Ferdinand. Sie, oder Keine.

Gräfin. Ohne meine Einwilligung?

Ferdinand. Nicht ohne Ihre Einwilligung.

Gräfin. Die erhältst du nie.

Ferdinand. Sie verbürgt dieselbe.

Gräfin. Wer ist sie denn?

Ferdinand. Sie verbot mir nachzuforschen.

Gräfin. Wo machtest du diese romanhafte Bekanntschaft?

Ferdinand. Auf dem Balle, unter der Maske einer Schottländerin.

Gräfin. Und dir fiel gar nicht ein, daß sie eine Glücksritterin sei, die deinem unerfahrenen Herzen Netze stellt?

Ferdinand. Ich weiß, daß sie einen grösseren Vogel hätte fangen können, als ich bin.

Gräfin. Einen grösseren?

Ferdinand. Der Prinz hatte sie ohne Larve gesehen, und drängte sich zu ihr, als ich neben ihr stand. Er nahm seine Larve ab, und befahl mir, mich zu entfernen.

Gräfin. Und du bliebst?

Ferdinand. Und ich befehle Ihnen zu bleiben, sprach sie. Auf dem Balle, fuhr sie fort, sind die Damen Königinnen. Sie nahm meinen Arm und entfernte sich.

Gräfin. Und der Prinz?...

Ferdinand. Wagte nicht, sie zu verfolgen.

Gräfin. Du sahst sie sonst nie, als auf dem Balle?

Ferdinand. „In ihrer Wohnung einige Male, aber nie ohne Maske.

Gräfin. En tète à tète?

Ferdinand. Ihre Kammerjungfer war meistens anwesend, bisweilen auch nicht.

Gräfin. Wo wohnt sie?

Ferdinand. Ich gab mein Wort, es nicht zu sagen.

Gräfin. Und auch nicht nachzuforschen, wer sie sei?

Ferdinand. Auch nicht nachzuforschen!

Gräfin. Und du hieltst Wort?

Ferdinand. Ich habe noch nie mein Ehrenwort gebrochen.

Gräfin. Du eilest wohl jetzt zu einem Rendez vous?

Ferdinand. Sie ist auf einige Tage verreist.

Gräfin. Sie forderte wohl, daß du deiner Cousine ausweichen sollest?

Ferdinand. Sie forderte es nicht. Sie kennt meine Cousine. Sie weiß, daß sie schön, reich, liebenswürdig ist. Gelingt es ihr, mir dein Herz zu entwenden, sprach sie beim Abschiede; so siehst du mich nie wieder. Doch würde ich mich nicht darüber kränken, wenn du ihr den Vorzug gäbest. Sie ist die einzige, der ich ihn gönne?

Gräfin. Sie rechnet wohl darauf, daß deine gereitzte Einbildungskraft sich unter der Maske einen Engel denkt.

Ferdinand. Schönheit ist es nicht, was mein Herz an sie fesselt.

Gräfin. Nicht? Also eine rein-platonische Liebe.

Ferdinand. Liebe Mutter! Sie ist mir, was Sophie ihrem Sargine war. Sie lehrte mich über meine Unwissenheit erröthen und den erhabenen Beruf des Standes kennen, dem der Staat seinen Lohn voraus bezahlt. Sie bemerkten wohl selbst eine

grosse Aenderung in meiner Lebensweise. Ich war ein unnützer Müssiggänger; Jagd, Pferde, Spiele waren ausschließend meine Beschäftigung; auch gegen andere Ausschweifungen waren meine Vormünder sehr nachsichtig. Bin ich noch der, welcher ich war? Wenn ich besser bin, so ist es ihr Werk. Der Funke lag vielleicht in meiner Brust, aber unter der Asche. Sie bließ ihn zur Flamme an. Mutter! Sie werden sie kennen lernen; Sie werden sie sprechen hören, und dann bin ich Ihrer Einwilligung gewiß.

Gräfin. Mütter haben für die Verdienste einen andern Maaßstab, als verliebte junge Narren, und dann können die vorzüglichsten Gaben eines Weibes die Verhältnisse deines Standes nicht aufwiegen. Dir entgehen 50,000 fl. jährlicher Renten, und die Vortheile einer Verbindung mit der mächtigsten Familie im Lande. Der König selbst wünscht diese Verbindung. Leg' dieses alles

in die eine Wagschale, und in die andere Schönheit, Witz und so viele Tugend als dir beliebt. Was wiegt schwerer?

Ferdinand. Sie! meine Adeline! Ihr würde ich alles aufopfern, was in den Augen der Welt ....

Gräfin. Schweig, junger Schwärmer! Es ist meine Pflicht, diese Opfer zu hindern; die Mittel werden sich finden. Binnen wenigen Stunden erwarte ich die Cousine, du wirst sie sehen.

Ferdinand. Ich werde sie nicht sehen.

Gräfin. Warum nicht?

Ferdinand. Um ihre Eigenliebe nicht zu kränken.

Gräfin. Possen! Ich fordere es.

Ferdinand. Ich kann, ich werde nicht gehorchen. Ich bin für volljährig erklärt.

Gräfin. Aber hier bin ich Frau. Philipp! (Bedienter erscheint.) Der Stall und alle

Thore sollen gesperrt werden. Ohne meine Erlaubniß soll Niemand aus dem Schlosse gelassen werden. (ab.)

## Zweiter Auftritt.

Ferdinand; dann Johann.

Ferdinand. Und ich werde sie dennoch nicht sehen. Ich scheue nicht die Macht ihrer Reize; sie mögen auch noch so groß seyn; aber einer Dame, die in der Ueberzeugung hieher reiset, daß ihre Schönheit, ihre Talente, ihr Reichthum sie unwiderstehlich machen, und ich mich glücklich schätzen muß, ihre Hand zu erhalten; ihr gerade zu sagen, daß sie sich in ihrer Rechnung irre, daß ich ihr eine andere vorziehe, die ich nicht kenne, nie gesehen habe..... Ihre Eigenliebe würde schmerzlich verwundet, und diese Kränkung will ich ihr ersparen.... wenn ich kann. Johann! Johann! Biete alle deine List auf,

um mich aus dem Hause zu schwärzen. Ich muß fort.

Johann. Bleiben Sie doch, gnädiger Herr. Die Gräfin Ernestine kömmt heute an.

Ferdinand. Eben darum muß ich fort.

Johann. Ich wette, Sie eilen nicht fort, wenn Sie das Fräulein gesehen haben. Sie ist ein Engel. Kein schöneres Mädchen ist in ganz Deutschland. Augen hat sie, wie glühende Kohlen; Witz, wie eine Französin, und dabei ist sie ein seelengutes Kind. In Dresden ist alles in sie vernarrt.

Ferdinand. Und wenn sie noch schöner, als ein Cherubim wäre, so wird sie doch nicht meine Gattin.

Johann. Ich habe allen Respekt für unsere Unbekannte, aber mit der Gräfin Ernestine dürfte sie sich wohl nicht messen. Und ich denke, daß, wenn sie schön wäre, sie uns schon längst ihr Gesicht hätte sehen las-

sen. Denn, sehen Sie, gnädiger Herr! die Weiber sind eitel. Was an ihnen schön ist, das zeigen sie gerne. Nur was sie nicht haben, verstecken sie. Da sehen Sie unsere Kammerjungfer an. Sie hat eine bretterne Brust, und doch verbollwerkt sie dieselbe, als hätte sie Schätze zu verbergen.

Ferdinand. Schön raisonnirt! Indeß brauche ich deine Hülfe um fortzukommen und nicht deinen Rath.

Johann. Ja, dieses hält schwer. Garten, Hausthor, Stallung alles ist versperrt.... Gefunden! Ich lasse Euer Gnaden an einem Stricke über das Fenster hinunter.

Ferdinand. Narr! Bei hellem Tage! Und wie komme ich über den Schloßgraben?

Johann. Auch wahr!.... Wie wäre es, wenn ich in der Scheuer Feuer anlegte... Nein, nein! Aber so geht's: Der Thorsteher ist ein alter Mann. Wir fallen über ihn

her... Haben recht, ist auch zu grell... Aber jetzt habe ich's. Die Frau Gräfin hat mir vorhin befohlen, den Pfarrer zu Tische zu bitten. Ich gehe also hin, und begehre einen Paß. Euer Gnaden legen meinen Livrée-Kapot an, setzen meinen Hut auf, kämmen sich die Haare ins Gesicht; der Thorsteher sieht nicht gut. Sie übergeben ihm den Paß, und sind im Freien.

Ferdinand. Dieses läßt sich hören. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren. (Johann zieht ihm seinen Kapot an, giebt ihm seinen Hut, und richtet ihm die Haare.) Nun gehe um den Paß.

Johann. Eure Gnaden erwarten mich hier, und verstecken sich hinter diese spanische Wand. Wenn ich alles in Bereitschaft habe; so gebe ich durch Pfeifen das Zeichen.

Ferdinand. Ganz wohl .... Horch', ich höre eine Weiberstimme. Mache fort! (Er tritt hinter die Wand. Johann ab.)

## Dritter Auftritt.

Ernestine, (als Stubenmädchen.) Ferdinand.

Ernestine. (auf der entgegengesetzten Seite von Ferdinand, so, daß dieser sie nicht versieht.) Da wäre ich nun. Wie mir das Herz klopft, Ferdinand! Wirst du diese Prüfung bestehen? Ob ich auch nicht zu viel fordere? Er soll die reiche, schöne Cousine ausschlagen, und ihr eine Unbekannte vorziehen, von der er nichts weiß, als daß sie ihn liebt, und artig schwätzen kann? Je nun, es bleibt dennoch dabei. Wenn Sinnlichkeit und Eigennutz seine Wahl bestimmen, so wird er nie mein Gatte. Mein Geld mag er nach dem Testamente haben, und wohl bekomm' es ihm, mich bekömmt er nicht. O Ferdinand, wenn auch du zum Trosse der Alltagsmenschen gehörtest, die man durch den Reiz der Sinne und durch den Glanz des Goldes nach Belieben gängeln kann! Es würde mich Thränen kosten, dich aufzugeben. Aber ich würde meinem Herzen

Meister

Meister werden, und dann entsage ich auf ewig deinem schwachen verächtlichen Geschlechte.... Aber ist denn in diesem Hause alles ausgestorben? Kein Mensch zu sehen als der brummbärartige Thorsteher!... (Sie öffnet einige Thüren.) He! Niemand da? Nirgends eine lebendige Seele!... Was sehe ich? Hinter dieser Wand gucken ja ein paar Füsse hervor, und wo die Füsse sind, da ist auch der Leib nicht weit.

(Sie schleicht sich zur spanischen Wand. Ferdinand wirft durch seine Bewegung die Wand um.)

Ernestine. Ha, Wie bin ich erschrocken! Guter Freund! Er hörte mich die Seele aus dem Leibe schreien, warum meldet Er sich nicht?

Ferdinand. Ich hörte nichts. Ich war eingeschlafen.

Ernestine. So! Er kann also stehend schlafen? Sehe Er mich doch an. Wahrlich seine Augen sind noch ganz trübe. (Für sich.)

Das ist er selbst; aber was bedeutet diese Masquerade? (laut) Sei er doch so gut, mich bei der Frau Gräfin zu melden.

Ferdinand. Ich habe nicht Zeit! Gedulde sie sich nur eine kurze Zeit. Es wird bald ein anderer Bediente kommen....

Ernestine. Ach! Er wird sich wohl selbst die Mühe nehmen, mich zur Frau Gräfin zu führen, wenn er wissen wird, wer ich bin.

Ferdinand. So? Ich errathe es beinahe.

Ernestine. Ich bin das Stubenmädchen seiner künftigen gnädigen Frau; und gelte viel bei ihr.

Ferdinand. Ich denke, Ihre gnädige Frau wird wohl nie die Meinige werden.

Ernestine. Er weiß ja doch, daß die Gräfin Ernestine seinen jungen Herrn heirathet.

Ferdinand. So sagt man! Aber ich weiß es besser. Aus dieser Heirath wird nichts.

Ernestine. Nichts? Ei warum denn nicht? Die Gräfin ist ja reich; und beinahe so schön, als ich.

Ferdinand. Das wäre! Weiß sie denn, daß sie schön ist?

Ernestine. Mein Spiegel und die Leute haben mir es so oft gesagt, daß ich es wohl glauben muß. Findet der Herr nicht, daß die Leute recht haben?

Ferdinand. O ja! Aber wenn die Gräfin noch zehnmal schöner wäre, — und noch weit schönere Hände hätte; so würde sie damit doch sein Herz nicht fangen.

Ernestine. Was er mir sagt! Indeß, wenn der junge Graf kein Eisklotz ist; so wird sein Herz schon im Feuer unserer Augen schmelzen. In einer Stunde wird sie hier seyn. Sie wird kommen, sehen und siegen.

Ferdinand. Sie wird kommen; aber nicht sehen; denn der junge Graf wird sich aus dem Staube machen, ehe sie ankömmt.

Ernestine. Er will sie gar nicht sehen? Ei warum denn nicht?

Ferdinand. Sie rechnet wohl darauf, daß ihre Schönheit unwiderstehlich sei, und er mag ihre Eitelkeit nicht kränken.

Ernestine. Wir sind nicht so eitel, daß wir uns darum zu Tode grämen sollten. Dahinter steckt etwas Anderes.

Ferdinand. Ich habe gehört, er sei in eine andere verliebt.

Ernestine. So? In wen?

Ferdinand. Das weiß er selbst nicht, habe ich gehört.

Ernestine. Ist sie schön?

Ferdinand. Er soll sie nie gesehen haben.

Ernestine. Ha, ha, ha! Das ist ja zum Kranklachen. Sein junger Graf ist ja doch gesund ... er versteht mich.

Ferdinand. Sehr gesund, so gesund als ich.

Ernestine. Dann gebe ich die Hoffnung nicht auf. Mit einer Unbekannten, die er nie sah, nehmen wir es wohl noch auf. Ich bin zwar auch nicht eitel, aber wenn's eine grosse Wette gälte, so traute ich mir wohl selbst zu, ihn seiner Unsichtbaren wegzukapern. Kein Männerherz stellt sich lange zur Wehre, wenn man mit Händen, wie diese sind, darnach langt, und meine Frau hat noch weit schönere.

Ferdinand. (für sich) Diese Hexe hat wirklich sehr schöne Hände.

Ernestine. Was beliebt Ihnen, in den Bart zu brummen?

Ferdinand. Ich denke, fangen können sie wohl diese schönen Hände, aber auch fest halten?

Ernestine. Das Herz, wo wir einmal unsere Klauen eingeschlagen haben, kömmt nicht mehr los; es mag zappeln, wie es will.

Aber davon ein anderes Mal. Nun muß ich zur Frau Gräfin.

Ferdinand. Ich kann wirklich nicht. Ich muß Jemanden hier erwarten. Bald kömmt ein anderer Bedienter, der die Jungfer melden wird. (für sich) Ich stehe auf Kohlen.

Ernestine. Diese Unruhe, dieses Verstecken hinter der spanischen Wand ist sehr verdächtig... Wo ist denn der junge Graf?

Ferdinand. Wenn er noch zu Hause ist; so ist er wohl nicht weit. (Man hört Pfeifen.) Adieu, ich will gleich Jemanden senden, der sie melden wird. (Will hastig ab, und stößt auf die Gräfin.)

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin.

Gräfin. Halt, halt! Nicht so schnell, lieber Ferdinand! Deine Avantgarde ist geschlagen, und gefangen; du entkommst mir

nicht... Leg' nur deine Maske ab; sie hilft dir nicht... Was will sie? Wer ist sie?

Ernestine. Ich wünschte, Eure Gnaden allein zu sprechen.

Gräfin. Warum verdeckt sie ihr Gesicht.... Soll ich meinen Augen trauen? Bist du es, liebe Nichte?.... Aber was soll diese Verkleidung? Hast du mit meinem Sohne eine Maskerade verabredet?

Ernestine. Ach, beste Tante! Sie verderben mir meinen ganzen Plan. Ich hatte in der Stadt gehört, daß mein werther Cousin eine grosse Vorliebe für Masken habe, und da wollte ich versuchen, ob es mir nicht auch gelingen würde, unter einer Maske seine Eroberung zu machen.

Ferdinand. Schöne Cousine! Es lohnt wahrlich der Mühe nicht, daß Sie Sich wegen meiner in Kosten setzen. Jedes unbefangene Herz muß Ihnen huldigen, wenn Sie Sich zeigen.

Ernestine. Nur die Unbefangenen? Ach, gerade die Befangenen, durch unsichtbare Sylphiden befangenen Herzen sind es, die ich an meinen Siegeswagen spannen möchte.

Gräfin. Wie? Weißt du schon?

Ernestine. Die Sache ist ja stadtkundig, und mein werther Cousin wird als ein Muster aller Liebhaber in allen Gesellschaften aufgestellt. Indeß kömmt doch meine Metamorphose nicht ganz auf seine Rechnung zu stehen. Ich wollte eigentlich durch dieselbe den Klauen eines Raubvogels entgehen. Der General Collot verfolgt mich, und will mich heirathen. Ich lernte ihn in Dresden kennen. Er verliebte sich in mich, und beredete sich, daß er keine Undankbare liebe. Ich verließ Dresden ohne Abschied. Auf dem Wege hieher begegnete er mir, und eilte mir nach. Meine Pferde liefen aber schneller, als seine magern Postgäule. In einem Wirthshause wechselte ich Kleider mit meinem Stu-

benmädchen, und setzte mich in ihre Chaise. So entkam ich ihm; aber ich stehe nicht dafür, daß er nicht hieher kömmt. Ich begebe mich in Ihren Schutz, lieber Cousin. Ich will mich nicht von ihm heirathen lassen. Ich will Sie heirathen, und werde Sie morgen heirathen: Sie mögen Sich noch so sehr dagegen sträuben; denn ich erwarte stündlich einen schriftlichen Befehl ihrer Sylphide, daß Sie mich heirathen sollen. Ich habe ihn beim Umkleiden in meinem Ridicule vergessen. Ich hoffe Sie werden gehorchen.

Gräf. } Einen Befehl seiner } Unbekannten!
Ferd. } meiner }

Ernestine. Ja wohl! Ein förmlicher Wechsel auf Sicht, auf sein Herz und seine Hand.

Ferdinand. Sie kennen also meine Unbekannte?

Ernestine. Ich habe sie gesehen; und stellen Sie Sich ja nicht vor, Cousin, daß sie ein Wunder von Schönheit ist.

Ferdinand. Cousine! Sie scherzen sehr artig; aber Sie fordern wohl nicht, daß ich Ihnen Alles, was Sie sagen, aufs Wort glaube.

Ernestine. Freilich nicht! Auf blindes, unbegränztes Zutrauen hat nur eine Sylphide Ansprüche; aber ich habe Beweise.

Ein Bedienter. Der General Collot steigt eben ab, und verlangt mit der Frau Gräfin zu sprechen.

Gräfin. Er mag kommen. Ferdinand! Du vergißt, daß du noch maskirt bist. (Ferdinand ab.) Und dich, Cousine! lasse ich hier, um....

Ernestine. Nein, liebe Tante! Empfangen Sie ihn, und sagen Sie ihm rund heraus,... daß er nichts zu hoffen hat. (ab.)

## Fünfter Auftritt.

Die Gräfin. Der Divisionsgeneral Collot. Der Oberste Ducange. Ein Adjutant (trägt dem Generale zwei Pistolen nach.)

Collot. Ohne Widerrede, Herr Oberst! Sie marschiren über die Grenze zurück, ohne sich aufzuhalten. Sie sollen die Neutralitäts-Grenze respectiren. Frau Gräfin, ich bin Ihr gehorsamster Diener. Ich bitte Sie um Quartier für mich und meine Leute auf einige Stunden.

Gräfin. Seyen Sie willkommen; aber Sie wissen wohl, daß wir neutral sind.

Collot. Ich weiß es, und eben darum schaffe ich Ihnen diese Herren (auf den Obersten weisend) vom Halse, die sich hier demungeachtet einquartieren wollen.

Oberst. Herr General! Wir marschiren in dieser schrecklichen Hitze seit 16 Stunden. Wir sind in der Nacht durch unsere Wegweiser irre geführt worden.

Collot. Lassen Sie die Wegweiser aufhängen.

Oberst. Dadurch ist uns nicht geholfen. Die Gränze ist 10 Stunden von hier. Wir bleiben auf der Strasse liegen.

Collot. Sie marschiren.

Oberst. Wir können nicht.

Collot. Sie gehorchen ohne Widerrede, oder ich erschieße Sie vor der Fronte ihres Regiments.

Oberst. Gut, so schießen Sie! (Collot ergreift die Pistolen.)

Gräfin. (fällt ihm in den Arm.) Herr General! Ich bitte Sie, hören Sie mich. Wenn man von Soldaten Menschlichkeit fordert, so muß man sie menschlich behandeln. Die Gänge dieses Schlosses sind groß genug, um das ganze Regiment unter Dach zu bringen, und um einige hundert Gulden, welche ihre Erquickung kosten wird, ist mir das Leben so vieler braven Männer nicht feil.

Collot. Es ist der Wille des Kaisers, daß die Grenze respectirt werde.

Gräfin. Der Kaiser kann nichts dawider haben, daß ich Eines seiner Regimenter zu Gast bitte.

Collot. Je nun, wenn die Frau Gräfin sich durchaus diese Last aufbürden will; so mögen sie einrücken Herr Oberst. Aber sorgen Sie dafür, daß Sie Sich nicht mehr verirren.

Oberst. Ich danke Ihnen Frau Gräfin im Namen des ganzen Regiments. Wir wünschen Ihre Wohlthaten vergelten zu können. (ab.)

Collot. Auch gegen mich, Frau Gräfin, werden Sie wohl nicht ungroßmüthig seyn.

Gräfin. Ich diene gerne, wenn ich kann.

Collot. Die Comtesse Ernestine ist hier?

Gräfin. So eben angekommen.

Collot. Ich wünsche sie zu sprechen.

Gräfin. Ich bin durch meine Nichte von allem unterrichtet, und glaube, daß Sie Sich von einer solchen Unterredung nicht viel zu versprechen haben.

Collot. Da dürften Sie Sich irren. Sie gab mir in Dresden entschiedene Beweise ihres Wohlwollens, daß ich überzeugt bin, daß ich ihr nicht gleichgültig bin.

Gräfin. Wenn Sie Sich nicht täuschten; so würde meine Nichte nicht auf dem Wege mit ihrer Magd Kleider gewechselt haben, um ihnen zu entgehen.

Collot. Ziererei en! Ich weiß, daß meine Zärtlichkeit für das Fräulein ihre Familien-Plane derangirt. Dafür ist Rath. Ich verzichte auf ihr Heirathsgut.

Gräfin. Sie war vor wenigen Augenblicken in diesem Zimmer, und trug mir ganz bestimmt auf, Ihnen zu sagen, daß sie Ihre Zärtlichkeit nicht erwiedern könne.

Collot. Dieses will ich aus ihrem Munde hören.

Gräfin. Sie wünscht eine Unterredung zu vermeiden, in welcher sie Ihnen nichts Angenehmes zu sagen hätte. Sie ist für meinen Sohn bestimmt, und kam eigens hieher, um ihn zu heirathen.

Collot. Wer Armeen commandirt, will ernsthaft und mit Nachdruck, was er will. Ich will, ich muß das Fräulein sprechen, und mich überzeugen, daß sie nicht das unglückliche Opfer von Familien-Verhältnissen ist. Ich will, ich muß das Fräulein sprechen, sollte ich auch alle Thüren einsprengen müssen, um sie zu finden.

Gräfin. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie nicht in Feindes Land sind, und daß Sie zu einer Nation gehören, der vormals Ehrerbietung gegen mein Geschlecht eine heilige Pflicht war. Ich hätte gerne Ihrer Eitelkeit eine schmerzhafte Kränkung erspart.

Sie sollen aber aus Ernestinens Munde erfahren, daß die Franzosen aufgehört haben, liebenswürdig zu seyn. (ab.)

Collot. Herr Adjutant! Stellen Sie einige Wachen aus, um zu verhüten, daß das Fräulein nicht fortgeschafft wird. Sind meine Depeschen fertig?

Adjutant. Es mangelt nur Ihre Unterschrift. (Der General unterschreibt und siegelt.) Nun rufen Sie mir den jungen Laffen, den Grafen, der sich untersteht, mein Nebenbuhler zu seyn.

## Sechster Auftritt.

Ferdinand. Collot.

Ferdinand. (Im Eintreten.) Spannt alle Wagen an, und fahrt bis Dornwald. Ladet die an der Strasse verschmachtenden Soldaten auf, und bringt sie hieher. Diese Spielpfennige der Despoten gelten in Deutsch-

land

land für Menschen. Seyn Sie willkommen, Herr General!

Collot. (rückt nachlässig den Hut.) Sie sind der Eigenthümer dieses Gutes?

Ferdinand. Der Sohn der Eigenthümerin. Graf Wallbrun.

Collot. Der Bräutigam der Gräfin Ernestine?

Ferdinand. Welches Recht haben Sie, sich um unsere Familien-Verhältnisse zu bekümmern? Für den Mann, der in einem so empörenden Tone, mit dem Hute auf dem Kopfe, nach Dingen forscht, die ihn nicht angehen, habe ich keine Antwort.

Collot. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Wir haben vier Worte mit einander zu sprechen.

Ferdinand. (setzt sich.) Gut, ich höre.

Collot. Sie sind wohl nur darum ein Graf, weil Ihr seliger Papa ein Graf war?

Ferdinand. Ja, Herr General! Ich gehöre zu jener Bürger-Klasse, welcher der Staat einen reichen Lohn für die Dienste, die er von ihnen erwartet, voraus bezahlt.

Collot. Weggeworfenes Geld! Eine Erwartung, die nie erfüllt wird. Ihr waret, ihr seid und bleibt Drohnen.

Ferdinand. Diese Wahrheiten lehrte mich vor Kurzem eine Person einsehen, deren Unterricht nicht so unhöflich war, als der ihrige. Aber wozu soll das führen?

Collot. Kurz, Sie sind ein Graf von Gottes Gnaden. Ich bin Collot, ein geborner Bauers-Sohn, und diene seit zwanzig Jahren meinem Vaterlande. Der Marschallsstab und die herzogliche Würde sind mir zum Lohne meiner Dienste zugesichert.

Ferdinand. Jede Sache hat zwei Seiten. Als der französische unbeschuhte Krieger sein Vaterland gegen das alliirte Europa

vertheidigte, das Oel in das Feuer der bürgerlichen Zwietracht goß, um beim Brande zu plündern, da sah ich in jedem Krieger einen Helden, und freute mich als Knabe ihrer Siege. Die Zeiten haben sich geändert. Nun ist der französische Krieger zum Satelliten eines Despoten herabgewürdigt, und die Drohnen sehen in den Heerführern Napoleons nur die Jagdhunde eines neuen Nimrods.

Collot. Knabe! Soll ich Sie Respect für den Mann lehren, vor dem die Welt zittert, und im Staube liegt?

Ferdinand. Man zittert wohl vor dem Teufel, der Pest, aber darum sind sie nicht respectabel. Hätte Napoleon unserer Erwartung entsprochen, hätte er seine grossen Talente, die ungeheure Macht, welche die Vorsehung in seine Hand legte, zum Wohle der Menschheit verwendet; so stünde sein Bild auf allen Altären, und wir lägen auf den Knieen vor ihm. Er zog vor, die Geißel

Gottes zu seyn. So tief sind wir Deutsche nie gesunken, daß wir demüthig die Ruthe küssen müßten, mit der wir gezüchtigt werden.

Collot. Ihrer Jugend halte ich Ihre vermessenen Reden zu Guten; aber zittern Sie, wenn der Kaiser erfährt, daß Sie in diesem Tone von ihm sprechen. Schon Manche haben ihre Unbesonnenheit mit ihrem Leben gebüßt....

Ferdinand. Und ihr Blut ist ein unverlöschliches Brandmahl seines Ruhms. Wer sich nicht selbst bewußt ist, daß er Haß verdient, ist nicht grausam gegen die, welche ihm fluchen. Davon ein anders Mal. Nun fordere ich Graf von Gottes Gnaden, Sie Herzog und Marschall von Napoleons Gnaden auf, mir zu sagen, was Sie mir zu sagen haben.

Collot. Stimmen Sie Ihren Ton herab, und hören Sie.... Sie sehen Ihre Cousine heut zum ersten Male.

Ferdinand. Es sei! Was weiter?

Collot. Ihre Heirath ist also eine verabredete Finanz-Speculation, an der das Herz keinen Antheil hat. Ihr Vermögen bleibe Ihnen; das Fräulein muß meine Gattin werden. Ich fordere, daß Sie mir Ihre Rechte abtreten.

Ferdinand. Sie muß! Der General fordert! Sie vergessen, daß Sie auf neutralem Boden sind, und Requisitionen hier nicht statt finden. Wäre etwa gar Gefahr dabei, Ihren so höflich angekündigten Wünschen nicht zu entsprechen?

Collot. Ob Gefahr dabei sei? Wisse junger Mensch, daß dieser Säbel mehr Mameluckenköpfe gespalten hat, als Krautköpfe in deiner Grafschaft wachsen.

Ferdinand. Wir Deutsche sind keine Mamelucken, und haben härtere Köpfe.

Collot. (Ergreift eine der neben Ferdinands Stuhle auf dem Tische liegenden Pistolen.) Dieses ist

ja Ihr Portrait, Herr Graf von Gottes Gnaden? (er schießt.) Adjutant! Bringen Sie das Bild. Schlechter Schuß! Ich traf das Aug' und ich zielte auf die Nasenspitze.

Ferdinand. Das kommt daher, daß die Kerze nicht hell brannte. Ich will sie putzen. (Ergreift die andere Pistole und schießt.) Schlechter Schuß! Ich habe es ausgelöscht.

Collot. Nun so wollen wir sehen, ob Sie auch so sicher treffen, wenn es Ernst gilt. (Wirft seinen Handschuh Ferdinanden vor die Füsse.)

Ferdinand. (Hebt Collots Handschuh auf, und giebt ihm den Seinigen.) Mein Erzieher war ein Emigrirter, und lehrte mich, man müsse auch gegen Feinde höflich seyn.

Collot. Herr Adjutant! Meine englischen Pistolen. Der Oberste, und der Major sollen zu Secundanten ersucht werden.

## Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin. Ernestine.

Gräfin. Gerechter Himmel! Was geht hier vor? Was soll dieses bedeuten?

Collot. Nicht viel, Mesdames. Es galt eine Wette, wer von uns beiden besser schießt.

Gräfin. Dazu braucht man keine Secundanten, Herr General! Sie werden wohl nicht vergessen, daß die Rechte der Gastfreundschaft heilig sind.

Collot. Auch werde ich sie respectiren. Wir werden auf der Grenze unsere kleine Fehde ausfechten.

Gräfin. Hat mein Sohn Sie beleidigt?

Collot. Von jeher war Schönheit der Preis der Tapferkeit und der Lohn des lorbeerbegränzten Siegers. Ihr Herr Sohn weigert sich, diese Vorrechte anzuerkennen.

Da muß ich ihn also wohl zurecht weisen. Ich leide nicht, daß diese Dame das Opfer von Familien-Verhältnissen werde. Ihr Herz, und nicht die Zudringlichkeit ihrer Anverwandten soll ihre Hand vergeben.

Ernestine. Ich, ich bin also die Helena, um deren willen Ihr Lanzen brechen wollt? Lieber Cousin, wenn Ihre Unbekannte es erfährt; so bekommen Sie arge Händel mit ihr. Aber Sie, Herr General, wissen auch nicht, woran Sie sind. Sie glauben, der Graf sei Ihr Nebenbuhler, und wollen ihm seine Ansprüche abtrotzen. Weit gefehlt! Er liebt mich nicht. Er huldigt einer Sylphide. Ich bin hieher gekommen, um zu versuchen, ob es mir nicht dennoch gelingen könnte, sie auszustechen. Dazu habe ich noch wenig Hoffnung. Stecken Sie also Ihr Schwert in die Scheide; Sie haben an ihm keinen Nebenbuhler.

Collot. Ich dürfte also hoffen?...

Ernestine. Alles! Nur nicht mein Gatte zu werden. Wenn ich heirathe; so wünsche ich, daß mein Geliebter lange mein Gatte bleibe; Napoleons Generale werden nicht alt.

Collot. Sie scherzen sehr verbindlich; aber Ihr Gedächtniß ist Ihnen nicht getreu. Sie scheinen vergessen zu haben, was Sie mir auf dem letzten Balle in Dresden sagten. Damals schien Ihnen das Anerbieten meiner Hand nicht unwillkommen; damals erlaubten Sie mir, mir zu schmeicheln, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei.

Ernestine. Ein Mann, dessen Haupt der Sieg so oft mit Lorbeern gekrönt hat, wird mir nie gleichgültig seyn. Allein, ich bin keine Venus, und habe also nicht den Muth, einen bluttriefenden Mars zu lieben.

Collot. Damals schienen Sie mir nicht so furchtsam. Es war also blos Coquetterie. Sie fanden ein Wohlbehagen dabei, Ihr loses

Spiel mit dem Herzen eines Mannes zu treiben, der arglos wähnte, er habe in Deutschland ein Weib gefunden, das nicht, wie meine Landsmänninnen, von dieser Pest angesteckt wäre. Es kränkt mich sehr, mich an Ihnen geirrt zu haben. Ich hielt Sie für einen Engel; Sie sind aber nur ein schönes Weib.

Ernestine. Ach! Ich bin kein Engel, aber auch keine Coquette. Es geht Ihnen, wie meinem Cousin. Eure Einbildungskraft schafft sich Ideale, und betet sie an. Ist sie erkaltet, so rechnet ihr es uns zu Schulden. Wir sind freilich keine so Ungeheuer von Vollkommenheit, als wir euch scheinen, wenn ihr uns liebt; aber auch lange nicht so schlecht, als wir euch scheinen, wenn ihr aufhört, uns zu lieben. Was Sie belangt, Herr General; so sind Sie ein Ungeheuer von Undank. Meiner Coquetterie verdanken Sie weit mehr, als Sie ahnen, und, um Sie davon zu überzeugen, fordere ich Sie

auf, mir in einem tête à tête Rede zu stehen. Liebe Tante! Ueberlassen Sie es mir, dem Herrn General den Kopf zurecht zu setzen, und ich stehe für alles. (Die Gräfin ab.) Und dann, Herr Vetter! kömmt die Reihe an Sie, Sylphiden-Liebhaber! Nun fort! (Ferdinand ab.)

## Achter Auftritt.

Ernestine. Collot.

Ernestine. Herr General!...

Collot. Zuerst erlauben Sie mir eine Frage. Sind Sie frei?

Ernestine. Das eben nicht... aber...

Collot. Kein aber... Sie sollen frei seyn, und sollte ich Ihre Fesseln mit dem Kopfe aufschlagen. Adjutant!...

Ernestine. Gelassen, gelassen Herr Bramarbas! Ich trage keine andere Fesseln, als die Fesseln der Liebe.

Collot. Ihr Cousin? Sie sehen ihn ja heute zum ersten Male.

Ernestine. Ich sah ihn schon oft, aber er sah mich noch nie.

Collot. Aber sagten Sie nicht so eben, er liebe eine Unbekannte?

Ernestine. Er weiß nicht, daß ich seine Unbekannte bin.

Collot. Sie lieben ihn. Je nun; ich wünsche, daß er Ihrer Liebe würdig sei. Aber, was bewog Sie denn, mit meinem Herzen zu spielen? Mich ein Glück hoffen zu lassen, das Sie mir nicht gönnten?

Ernestine. Was ich Ihnen sagen werde, hätte für Sie ein ewiges Geheimniß bleiben sollen. Aber Sie zwingen mich, meine Ansprüche auf Ihre Erkenntlichkeit geltend zu machen.

Collot. Werden Sie mich bereden wollen, daß der Vogel dem Vogelsteller vielen

Dank dafür schuldig ist, daß dieser ihm in sein Garn lockte?

Ernestine. Warum nicht? Wenn ihn das Garn vor den Klauen eines Raubvogels schützt. Herr General! Sie tragen Ihr Leben von meiner Coquetterie zu Lehen.

Collot. Mein Leben?

Ernestine. Sie hatten Lord Brimstone, einen meiner Anbeter, recht grausam und muthwillig mißhandelt.

Collot. Ein Engländer verdient nichts Besseres. Dieser Schuft hienge am Galgen, wenn seine Pferde nicht besser gelaufen wären, als die Meinigen.

Ernestine. Er stand unter dem Schutze des Völkerrechtes.

Collot. Die Gesetze des Völkerrechtes schreibt Napoleon mit seinem Degen.

Ernestine. Wenn das Recht des Stärkern gilt, warum nicht auch das Recht des Listigeren? Der Dolch war gegen Sie

gezückt. Ich wußte es, und beschloß, sie zu retten. Doch wollte ich weder den, der mir dieses Geheimniß verrathen, noch die, welche im Complot waren, ihrer Rache bloß stellen. Sie waren auf dem Balle. Verließen Sie den Saal, ehe meine Maßregeln getroffen waren; so fielen sie unter den Streichen ihrer Feinde. Ich bot also meine ganze Coquetterie auf, um Sie zu fesseln. Es gelang, wie Sie wissen, und ich hatte das Vergnügen, Ihr Schutzengel zu seyn.

Collot. Das Billet, das mir eine Maske in die Hand steckte . . .

Ernestine. War ein Billet doux Ihrer Freundin. Wie nun Undankbarer! Klagen Sie noch über meine Coquetterie?

Collot. Verwunderung fesselt meine Zunge. Ihnen verdanke ich mein Leben. Auch die Freuden des Lebens möchte ich Ihnen verdanken. Werden Sie meine Gattin.

Ernestine. Lieber Collot! Mein Herz ist nicht mehr frei.

Collot. Der Graf ...

Ernestine. Ich lieb' ihn wie meinen Augapfel. Und Sie wollen ihn erschießen?

Collot. Ich werde ihn nicht erschießen.

Ernestine. Sie geben das Duell auf.

Collot. Ich kann nicht. Ich habe ihn gefordert. Aber seyn Sie unbesorgt. Er schießt vortrefflich, und hat den ersten Schuß. Gönnen Sie ihm die Freude eines Sieges über einen nicht verächtlichen Gegner.

Ernestine. Freude? Da sey Gott vor! Ich würde ihn hassen, wenn er ihrer fähig wäre. Nein! Und dann stelle ich das Leben meiner Freunde nicht auf einen Glückswurf.

Collot. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß mein Schuß ihn nicht treffen wird.

Fordern Sie nicht mehr von mir. Die Ehre erlaubt mir nicht zurückzutreten.

Ernestine. Die Ehre, die barbarische Ehre, soll mir einen Freund rauben, dem ich mit so vieler Mühe das Leben rettete?

Collot. Was liegt Ihnen an meinem Leben?

Ernestine. Undankbarer! Doch genug, Sie wollen nicht...

Collot. Ich kann nicht.

Ernestine. Gut! Ich nehme Ihr Ehrenwort an. Ihre Hand, Herr General!

Collot. Hier ist sie. (Er geht an den Schreibtisch, öffnet eine Brieftasche, schreibt, und giebt Ernestinen das Papier.) Sie wollten nicht meine Gattin werden. Seyn Sie meine Erbin. Adjutant! bitten Sie den Herrn Grafen hieher! Leben Sie wohl, Fräulein! Ich bitte Sie nun, sich zu entfernen.

(Ernestine geht ab, bleibt aber auf der Lauer.)

## Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Ferdinand.

Collot. Herr Graf! Ehrensachen wollen schnell abgethan seyn. Sind Sie bereit?

Ferdinand. Zu jeder Stunde.

Collot. Also kommen Sie!

Ernestine. Halt! halt meine Herren! Cousin! Was fällt Ihnen doch ein, sich um ein Mädchen schlagen zu wollen, das Ihnen gleichgültig ist?

Ferdinand. Der Herr General hat mich gefordert.

Ernestine. Er würde Sie nicht gefordert haben, wenn Sie ihm gesagt hätten, daß Sie keinen Anspruch auf mich machen.

Collot. In Ehrensachen haben die Damen keine Stimme. (heimlich) Seyen Sie ausser Sorge. Kommen Sie Herr Graf!

Ernestine. Cousin! Würden Sie Sich schlagen, wenn Sie wüßten, daß Sie nichts dabei wagten?

Ferdinand. Nichts dabei wagen?

Ernestine. Ja! Er gab mir sein Ehrenwort, daß seine Schüsse nicht treffen würden. Hier ist sein Testament. Ich bin seine Erbin. Sie schießen gut Cousin, Sie haben den ersten Schuß. Eilen Sie mich zur reichen Erbin zu machen.

Collot. (Nimmt mit Unwillen Ernestinen das Papier aus der Hand.) Ich bin nun nicht mehr an mein Wort gebunden.

Ernestine. Das sind Sie, und ich weiß, daß Sie es halten werden.

Ferdinand. Herr General! Genügt Ihnen die feierliche Erklärung, daß ich nie der Erfüllung Ihrer Wünsche ein Hinderniß seyn werde?

Collot. Ja! Mir genügt daran, wenn ich gleich überzeugt bin.... (Ernestine verhält ihm den Mund.) Hier ist meine Hand. Sie sind ihrer würdig. Ich gönne Ihnen Ihr Glück.... Herr Adjutant! lassen Sie meine

Pferde vorführen. Leben Sie wohl, schöne Gräfin! Führen uns auch des Kaisers siegreiche Adler an die Gränze der Welt; so wird mir Ihr Andenken doch dahin folgen. (ab.)

## Zehnter Auftritt.

Ernestine. Ferdinand.

Ernestine. Nun auch mit Ihnen ein paar Worte!

Ferdinand. Nein, nein, schöne Cousine! Sie sind eine gefährliche Feindin! Wer sein Herz nicht in Gefahr setzen will, muß sich durch schleunige Flucht retten.

Ernestine. Wer ein Ideal liebt, dem ist ein gemeines Mädchen, wie ich, nicht gefährlich.

Ferdinand. Sie haben sehr viele Aehnlichkeit mit diesem Ideale. Ihre Bildung, Wuchs, Witz, Launen und sogar ihre Stimme haben auffallende Aehnlichkeit mit meiner Unbekannten, und damit ich nicht

versucht werde, ihr untreu zu werden, ist es räthlich, daß ich Ihnen nicht zu lange in die Augen sehe.

Ernestine. Die Versuchung wird man am leichtesten los, wenn man ihr unterliegt. Allein Ihre Unbekannte hätte eben nicht Ursache auf Ihren Triumph stolz zu seyn, wenn ihr Anbeter sich nicht getraute....

Ferdinand. Nein, nein! Den armen Collot haben Sie so übel zugerichtet, daß er wohl wünschen mag, Sie nie gesehen zu haben. Aber Scherz bei Seite. Was bewog Sie, seine Hand auszuschlagen? Mir scheint, er liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die bei seinen Landsleuten selten ist.

Ernestine. Sie vergessen ja, lieber Cousin, daß wir einander heirathen müssen.

Ferdinand. Wir müssen eben nicht, wenn wir nicht wollen.

Ernestine. Ich wäre es wohl zufrieden; aber Sie? Wollen Sie durchaus nicht?

Ferdinand. Leider, nein! Ich kann ja meiner Unbekannten nicht untreu werden. Leben Sie wohl, schöne Cousine. Collots Pistolen sind lange nicht so gefährlich, als diese Augen, und es ist keine Schande, vor solchen Feinden zu fliehen.

Ernestine. Sie denken wohl nicht daran, dieses Schloß zu verlassen?

Ferdinand. Dringende, sehr dringende Geschäfte....

Ernestine. Sie können nicht so wichtig seyn, als das, was ich Ihnen zu sagen habe.

Ferdinand. Ich komme vielleicht bald wieder zurück.

Ernestine. Ich fordere nur eine halbe Stunde.

Ferdinand. Es sei! Wer kann Ihnen widerstehen? Aber erwägen Sie, daß meine Niederlage den Besiegten in ihren eigenen Augen verächtlich machen würde. Ver-

diene ich auch nicht Ihre Liebe; so will ich nicht Ihre Achtung verlieren.

Ernestine. Sie sind ein Schwärmer, lieber Cousin, dem eine Larve den Verstand aus dem Geleise gebracht hat. Ich will wenigstens versuchen, ihn wieder ins Geleise zu bringen. Hören Sie mich....

Lisette. Die Frau Gräfin läßt Euer Gnaden sagen, daß der Fürst v. Schöneich angekommen ist. Sie möchten eilen, sich umzukleiden.

Ernestine. Der kömmt mir ungelegen! Lieber Cousin, auf Nachmittag!

Ferdinand. Unmöglich, schöne Cousine! Wenn dieser Zeiger auf 5 Uhr zeiget, muß ich fort.

Ernestine. Eigensinniger Mensch! Doch auch recht! Lisette! Laß diese spanische Wand vorrücken, und (redet heimlich mit Lisetten) Sie, Herr Vetter! setzen Sich hieher, und antworten auf meine Fragen.

(Die spanische Wand wird aufgestellt, und hinter derselben kleidet sich Ernestine um.)

Sie glauben ein Ideal zu lieben? Eigentlich lieben Sie Niemanden; denn was ist ein Jemand, den man nicht kennt, den man nie gesehen hat? Sie finden einige Aehnlichkeit in Figur und Stimme zwischen mir und Ihrer Sylphide. Stellen Sie Sich vor, ich zeigte mich Ihnen gekleidet, wie sie, mit verlarvtem Gesichte, und sagte Ihnen, Sieh'! ich bin deine Unbekannte! Woran würden Sie uns unterscheiden?

Ferdinand. Mein Herz würde mich nicht leicht irre führen. Dann würde ich mir einige Zeilen von ihrer Hand erbitten, und auch ihre Hand an einem Ringe erkennen, welches das unablösliche Pfand meiner Treue ist.

Ernestine. Sie kennen Ihre Hand? Das ist mir lieb. Ich kenne auch Ihre Unbekannte.

Ferdinand. Sie kennen sie? O sagen Sie....

Erneſtine. Geduld! Ich habe von ihr einen eigenhändigen Wechſel auf des Herrn Couſin Herz und Hand an mich a vista zu entrichten. Liſette übergieb ihn! Leſen Sie!

Ferdinand. „Graf Ferdinand beliebe auf Sicht Herz und Hand ſeiner Couſine Gräfin Erneſtine zu überantworten. Daran geſchieht mein ernſtlicher Wille." (Er vergleicht dieſes Papier mit einem anderen.) Eine treffende Aehnlichkeit.

Erneſtine. Was ſagen Sie dazu? Werden Sie den Wechſel honoriren?

Ferdinand. Daß meine werthe Couſine, als eine Wechſelverfälſcherin, beim Kopfe genommen zu werden verdiene; denn vor einer halben Stunde erhielt ich von meiner Sylphide folgendes Billet:

„Ferdinand! Man legt Deinem Herzen gefährliche Fallstricke. Bleibst Du mir getreu; so siehst Du mich noch heute bei dir ohne Maske.“

Ernestine. Wie? Hieher will sie kommen? Geschwind Lisette, packe alle meine Reize aus, und bringe sie zur Schau. Wir wollen doch sehen, ob wir es mit ihr aufnehmen können. Es soll Ihnen nicht so leicht werden, Cousin, als weiland Herrn Paris, denn Sie sollen wissen, daß das, was unter der Maske steckt, und Ihre Einbildungskraft so herrlich ausmahlt, lange nichts Uebermenschliches ist. — Sie waren so albern Ihr Wort zu halten, und nicht nachzuforschen, wer sie ist. Aber ich war so glücklich, es zu entdecken. Sie ist eine Comödiantin.

Ferdinand. Das sind wir alle, schöne Cousine! Der ist der achtungswürdigste, der am besten seine Rolle spielt. Und sie spielt die ihrige sehr gut.

Ernestine. Diese verdammte Nebenbuhlerin hat sich so fest an Ihr Herz geklammert, daß ich Mühe haben werde, sie aus demselben zu vertreiben. Doch nur Geduld, auch ich habe Zaubern gelernt.

Ferdinand. Sie haben recht, Cousine! Sie ist eine Zauberin eine Cirée. Sie hat mich aus einem Grafen von Gottes Gnaden, wie mich vorhin Collot nannte, in einen Menschen verwandelt.

Ernestine. Ha, ha, ha! Da hat Sie was Rechts aus Ihnen gemacht!

Ferdinand. Spotten Sie nicht, Cousine! Ich war, wie die Meisten von meiner Classe, die zu hohem Range und grossem Reichthume geboren sind. Unwissend, anmassend, ein düsterer Egoist. Ich vertändelte meine Jugend mit Hunden, Pferden und Vergnügungen, die nicht immer ganz schuldlos waren. Sie lehrte mich, die Würde des Menschen, die erhabene Bestimmung meines

Ranges kennen. Sie bemerkte in mir den Keim des Guten, und nahm sich die Mühe, diesen Funken zur Flamme anzublasen. Habe ich einigen Werth; so verdanke ich ihn diesem edlen Weibe. Vergeben Sie, Cousine! Es ist unartig, mit einer Dame von den Vorzügen einer andern zu sprechen. Aber wäre ich zu entschuldigen, daß ich das Glück, welches mir der Besitz ihrer Hand verspricht, fahren lasse, wenn der höchste Grad von Begeisterung meinem Verstande eine freie Wahl erlaubte? Sie wird kommen, sie wird ihre Freundschaft ertrotzen, und Sie zwingen, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; denn Ihnen, wohl nur Ihnen traue ich es zu, daß Sie auch gegen eine Nebenbuhlerin gerecht seyn werden.

Ernestine. Darauf rechnen sie nicht! Je liebenswürdiger sie ist; desto mehr werde ich sie hassen.

Ferdinand. Hätte sie mich nicht gelehrt, meiner Eitelkeit zu gebieten, so käme ich leicht in Versuchung, zu glauben, daß Sie mich, den Sie heute zum ersten Male sahen, lieben.

Ernestine. Daran zweifeln Sie noch, Undankbarer? Ich kenne sie schon lange. Sie erschienen mir im Traume, als ein Ideal, ein Ungeheuer von Vortrefflichkeit, wie der Graf Wetter von Strahl dem Kätchen von Heilbron. Diese Erscheinung kündigte mir an, daß mich das unerbittliche Fatum zu Ihrer demüthigen Gattin bestimmt habe. Somit müssen Sie mich heirathen. Und wenn auch das Fatum sich nicht so bestimmt für mich ausgesprochen hätte; so nähm' ich's dennoch mit Ihrer Sylphide auf; denn primo bin ich auch nicht häßlich; dann kann ich auch schöne Sentiments auskramen, und einem lüftigen Springinsfeld eine ernste Strafpredigt halten; endlich kann ich mich

auch kleiden, wie Sie, und eine Maske vornehmen, wie sie. (Bediente tragen den Schirm hinweg.)

Ernestine. (Als schottisches Jägermädchen maskirt.)

Ferdinand. Gütiger Himmel! Das ist sie! (Er eilt auf sie zu.)

Ernestine. (Nimmt die Larve ab.) Ist sie es?

Ferdinand. (In größter Verlegenheit.) Träumt mir? Cousine! Sie treiben auch den Scherz zu weit. Ja! So war sie gekleidet, als ich sie zum ersten Male sah. So stand sie vor mir, als ich das Pfand ewiger Treue an ihren Finger steckte.

Ernestine. (Hält ihm die Hand hin, und zeigt ihm den Ring.)

Ferdinand. Täuschen mich meine Augen? Sie, sie selbst....

Ernestine. Ja, lieber Ferdinand! Ich bin deine Unbekannte, deren Liebe deine Treue

lohnen wird, wenn ja die zärtlichste Liebe einen Mann glücklich machen kann.

(Er fällt auf seine Kniee, sie umarmt ihn.)

Ferdinand. Wo finde ich Worte, um meine Gefühle auszudrücken?

Ernestine. Könntest du in meinem Herzen lesen; so sähest du, daß meine Wonne nicht geringer ist, als die Deine.

Ferdinand. Dir verdanke ich, daß ich Deiner nicht unwürdig bin.

Ernestine. Dir werde ich das Glück meines Lebens verdanken.

## Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin.

Gräfin. So eile doch Ernestine. Aber was ist dieses? Wieder eine Maske?

Ferdinand. Mutter, liebe Mutter! Sie ist es; sie ist es selbst, meine angebetete Unbekannte!

Gräfin. Sie?

Erne stine. Ja, liebe Tante! die stürmische Zärtlichkeit Collots zwang mich Dresden zu verlassen. Die Gräfin Lovenheim, meine Jugendfreundin, schlug mir vor, meinen bestimmten Bräutigam in Augenschein zu nehmen, und unerkannt seine Bekanntschaft zu machen. Auf dem Balle, in diesem Anzuge, gelang es mir, seine Eroberung zu machen. Seine Gestalt gefiel mir; aber...

Ferdinand. Ach! Damals war ich dieses Engels unwürdig.

Erne stine. Ich beschloß, unerkannt abzureisen, und meine Verbindung mit ihm aufzugeben.

Ferdinand. Bei einem Brande wagte ich mein Leben, um einige Unglückliche zu retten. Ich dachte nicht, daß ihr Herz mein Lohn seyn würde.

Erne stine. Ich beschloß, zu versuchen, was Liebe vermögen würde, um ihn von sei-

nen Verirrungen zurück zu bringen. Es gelang nach Wunsch.

Gräfin. Dir verdanke ich also die Bekehrung dieses Sausewindes?

Ferdinand. Ja, liebe Mutter! Ich war, wie andere meiner Art. Sie wurde meine Sophie.

Gräfin. Seid glücklich, Kinder! Ich bin es durch euch. Gäbe es auch nur einige Mädchen, wie Du, Erneſtine, ſo wären viele Männer keine ſolchen Taugenichtſe.

# Verzeichniß
## der
## im Drucke
## erschienenen Schriften
## des
## Herrn v. Spaun.

---

Elleboros, der Tractatus de Wurstibus, und das Hypocaustum. Diese 3 Schriften sind gegen den Isepsophos, einem neuen Steuer = Vertheilungs = Projekte des Hrn. . . . gerichtet.

Versuch das Studium der Mathematik zu erleichtern. In der Einleitung werden die Mängel des Nevtonischen Weltsystems gezeigt und bewiesen —, und eine neue Methode die Kegelschnitte zu behandeln gelehrt.

Der Sarmatische Lykurg. Ein politischer Roman um zu zeigen, daß die Juden nie mit Christen in einem Staat zusammen schmelzen können, und wie viel Volks-Feste zur Civilisirung einer Nation beitragen.

Schutzschrift für die Prinzessin Androsophia, und ihre Eltern den Verstand und die Erfahrung.

Actenstücke der Fehde über die Wibekingsche Brückenbaukunde.

Ueber den Wibekingschen Wehrbau an der Isar. (Verbothen und konfiscirt.)

Politische und literarische Fantasien. (Germanien.)

Ueber die politische Architektur des Hrn. v. Wibeking. Eine Kritik seines Projektes einer neuen Staatsorganisation. (Verbothen und konfiscirt.)

Mathematischer Beweis, daß die Unbeschränktheit des Luxus früher oder später, aber unfehlbar eine Nation zu Grunde richte, mit angehängtem Schreiben an den Hrn. August v. Kotzebue über seine literarischen Blätter.

Ueber die Mittel der Korntheuerung abzuhelfen. (Verbothen und konfiscirt.)

Ueber die Verschwörung gegen den gesunden Menschenverstand.

Ueber die Grundverhältnisse des Staats und der Kirche.

Die Träume eines Wachenden.

Briefe über die Grundsätze der Mechanik.

Grundsätze der shpärischen Trigonometrie durch die Construktionen. Ist eine Anleitung alle Aufgaben der sphärischen Trigonometrie auf

ebenem Papier ohne Rechnung durch Zirkel und Linial aufzulösen.

Anleitung zur geradlinigen Trigonometrie durch die Constructionen, und zur Arithmetik des Sinus.

Praktischer Beytrag zu topographischen Vermessungen, worin gezeigt wird, daß alle Operationen der Grad- und Meridians-Messungen, ohne Differential und Integral-Rechnung weit leichter durch die bloße Elementar-Mathematik, mittels weit kürzeren und leichteren Formeln berechnet werden können.

Bemerkungen über die wichtigsten Verhandlungen der baierischen National-Versammlung. 1. u. 2. Heft. (Verbothen u. konfiscirt.)

Ueber die grundesherrliche Gerichtsbarkeit. Verbothen u. konfiscirt.

Ueber den Plan des Hrn. v. Reichenbach eine eiserne Rohrbrücke über die Isar zu bauen.

Stabels Promotion zum magnetisirenden Doktor.

Ueber Wechsel und Wechselrecht.

Ueber die gesetzlichen und gesetzlosen Regierungsformen, mit Bemerkungen über des Hrn. Hofrath Schlegels Concordie.

Ueber die privilegirten Umtriebe.

Glossen über den Zeitlauf. Enthaltend: Demokratische Umtriebe mit einem bewährten Hausmittel gegen die pestilenzialische Konstitutionswuth aus der Hausapotheke eines guten deutschen Königs, und Etwas über die Segnungen des Mittelalters.

Ueber die Thaumaturgen des 19ten Jahrhunderts.

Antwort auf das Schreiben Sr. Exellenz des Herrn Grafen Karl v. Arko an Herrn Fr. v. Spaur über die Thaumaturgen.

---

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spaun, Franz Anton von

Vermischte Schriften

Bd.: 1

München 1822

Opp. 562 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604696-4